

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde

Band: 20 (1958)

Heft: 1-2

Artikel: Die Burg Sternenberg bei Hofstetten am Jurablauen

Autor: Jäggli, Alvin E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Burg Sternenberg bei Hofstetten am Jurablauen

Von ALVIN E. JÄGGLI

Die Lage der Burg

Etwa zwei Wegstunden südlich von Basel zieht sich in einer Länge von 18 km die waldfige Bergkette des Jurablauen in westöstlicher Richtung hin. Dem Blauen vorgelagert streicht nordwärts ausgreifend eine von Senken und Klusen aufgegliederte Vorkette, deren markanteste Höhen durch das Hofstetter Köpfli und den bereits auf Elsässer Boden liegenden Landskronberg gebildet werden. In der Klus zwischen diesen beiden Vorbergen liegt als Grenzstation der Birsigtalbahn das Dorf Flüh. Dahinter breitet sich eine fruchtbare Hochebene aus, in deren Bewirtschaftung sich hauptsächlich die solothurnischen Dörfer Hofstetten und Metzerlen teilen.

Diese Hochebene wird von zwei Wasserläufen durchschnitten, die sich im Kessel der Klus von Flüh vereinigen. Beide Bäche haben ihre historischen Dominanten. Auf dem Felsbord hoch über dem romantischen Rotbergtälchen thront Mariastein mit seiner weitberühmten Wallfahrtskirche. Das andere Seitentälchen, durch das sich die Straße von Flüh nach Hofstetten hinaufzieht, wurde einst von der Burg Sternenberg beherrscht. Ihre Ueberreste liegen auf einem Felskopf¹ an der Südflanke des Tälchens, gerade über der Stelle, wo eine geologische Verwerfung einen Engpaß bildet.

Die an den Talrändern zutage tretenden Felsbänder bestehen aus harten, fast waagrecht liegenden Malmbänken, während die Unterschichten aus weichen, wasserundurchlässigen Mergelschichten gebildet sind. An den Steilborden, wo die Schichtübergänge zum Teil offen liegen, treten zahlreiche Quellen auf. Eine solche befindet sich unmittelbar unter der Burg. Sie wird von einem unterirdischen Wasserlauf gespiesen, der aus der Gegend von Rotberg her kommt. Diese Quelle wird 1525 als Zubehör der Burg ausdrücklich erwähnt.

Wie die meisten der zahlreichen Burgen am Nordfuße des Blauen, lag auch Sternenberg an einem der alten Paßwege, die vom Leimental ins Birstal hinüberführten. Die Birstalstraße war bereits zur Römerzeit an den Alpenübergang des Großen St. Bernhard angeschlossen. In der Gegend um Sternenberg stießen auch drei historische Grenzen zusammen. Oestlich lag das von Kaiser Heinrich II. dem Hochstift Basel geschenkte Gebiet, das in der Herrschaft Pfeffingen zusammengefaßt war. Von Westen her reichte der Machtbereich der Grafen von Pfirt als Erbschaft der alten Egisheimer herüber. Und

wie ein Keil dazwischen erstreckte sich quer über den Blauenkamm eine reichsunmittelbare Zone, die als letztes Ueberbleibsel königlicher Krongüter im späteren Mittelalter in der Herrschaft Rotberg aufgegangen war.² Der ganze Landstrich nördlich des Blauen diente um die Jahrtausendwende als militärische Ausgangsbasis gegen die damals noch burgundische Westschweiz. Diese Verhältnisse spiegeln sich heute noch in der Grenzlage des solothurnischen Hofstetten, stoßen an seinen Bann doch nicht weniger als drei Hoheitsgrenzen: die von Baselland, die von Bern und die von Frankreich.

Sternenberg bildete wohl nie eine eigene Herrschaft, denn Hofstetten, auf dessen Zelgen die Sternenberg-Güter zur Hauptsache lagen, war schon früh teils Kirchengut, teils unter mehrere benachbarte Herrschaften aufgeteilt, wobei Rotberg die wichtigsten Rechte besaß.³ Aus letztern leitete dann auch später der Staat Solothurn seine Hoheitsrechte über das ganze Dorf ab.

Auf thiersteinischem Streugut errichtet, war die Burg eine Art Flanken-deckung der Herrschaft Pfeffingen, die am Ausgang des Birstals den bischöflichen Besitz im Jura sicherte. Doch dürften die Thiersteiner von hier aus ihre allerdings erfolglosen Versuche zur Erwerbung des umliegenden Gebiets unternommen haben.

Der Name Sternenberg

Der Burgname taucht relativ spät auf. Noch die beiden Erdbebenberichte⁴, auf denen alle späteren Aufzählungen der 1356 zerfallenen Burgen fußen, erwähnen Sternenberg nicht, obwohl andere Burgen in der unmittelbaren Nachbarschaft ausdrücklich genannt werden.

Erst 1416 kommt dieser Name im Zusammenhang mit einem Besitzwechsel vor, ohne daß dabei die Lage der Burg näher lokalisiert wurde.⁵ Dies finden wir erst im Thiersteiner Verkaufsvertrag von 1525, als «das burgstall Sternenberg by Hofstetten im Basler bishum gelegen» erneut in andere Hände überging.⁶ Im Basler Wappenkodex von Wurstisen kommt der Name vor als «dz burgstal Sternenberg, hinder Landscron». Vom 16. Jahrhundert an wechselt die Bezeichnung zwischen Sternberg und Sternenberg. Auch die Burg Sternenfels über Büren (SO) wird gelegentlich von den Chronisten Sternenberg genannt, wodurch sich in der Literatur allerlei Irrtümer und Verwechslungen einschleichen konnten. Dazu kommt, daß der Name Sternenberg als Burg-, Orts- und Familienname keineswegs selten ist.

Jedenfalls muß festgehalten werden, daß der Name Sternenberg, solange das erste Besitzergeschlecht, die Herren von Hofstetten, darauf saßen, d. h. von ca. 1250 bis etwa 1400, nie in den Urkunden vorkommt und vielleicht auch erst in späterer Zeit für diese Burg aufgekommen ist.

Die Lehensherren

Das Sternenberg-Lehen wurde von den Grafen von Thierstein-Pfeffingen vergeben. Die Tatsache, daß beim Aussterben der Thiersteiner nicht Solothurn, sondern der Bischof auf das Lehen Anspruch erhob, läßt vermuten, daß Sternenberg nicht ein Bestandteil der Beinwiler Kastvogtei, sondern der bischöflichen Herrschaft Pfeffingen war. Damit wäre die Frage aufgeworfen, ob nicht vielleicht das im päpstlichen Schutzbrief von 1194 genannte «Huhostetten» sich eher auf den im Mittelalter mit eigenem Bann ausgestatteten Gutshof Hofstetten zwischen Erschwil und Beinwil bezieht, als auf das Hofstetten am Blauen.⁷ Seit die Burg Sternenberg bestand, wurde sie jedenfalls von den Thiersteinern auf Pfeffingen verliehen.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts lebten noch zwei Brüder aus dem gräflichen Hause. 1513 starb Graf Oswald II., 1519 folgte ihm sein Bruder Heinrich als letzter des Geschlechtes nach. Damit wäre nach altem Lehensrecht die Herrschaft Pfeffingen mit dem Sternenberg-Lehen ohne weiteres an das Bistum zurückgefallen. Aber noch zu Lebzeiten der letzten Thiersteiner hatten sich die Städte Solothurn und Basel bemüht, durch Burgrechtsverträge und Pfandverschreibungen in den Besitz der thiersteinischen Besitzungen zu setzen. Das freundeidgenössische Seilziehen um die bevorstehende Erbschaft, das in manchen Zügen an die Auseinandersetzung zwischen Zürich und Schwyz um das Toggenburger Erbe erinnert, endigte schließlich mit dem Schiedsspruch von 1522, durch den Solothurn die Herrschaft Thierstein mit der Kastvogtei über Beinwil, der Bischof aber Pfeffingen erhielt, während die Basler ihre Ansprüche auf finanzieller Basis regeln durften.⁸

Noch immer hatte Margarita, die Witwe des Grafen Heinrich, von ihrem Ehevertrag her gewisse Ansprüche auf die Pfeffinger Güter, die aber bereits mit hohen Pfandsummen belastet waren. Um sich dieser Bürde zu entledigen, verzichtete sie am 15. September 1525 zu Gunsten ihrer Gläubiger auf 13 thiersteinische Besitzungen. Darunter befanden sich auch Rechte zu Witterswil und Ettingen, die Thomas Schaler von Leimen zu Lehen trug, und der Burgstall Sternenberg mit Gütern im Dorfe Hofstetten, die auf Adelberg Salzmann, einen Bürger von Basel, überschrieben waren.⁹

Bereits zehn Jahre früher gelangten die nicht thiersteinischen Besitzungen in Hofstetten mit hohem und niederem Gericht von den Herren von Rotberg käuflich an Solothurn. Damit war auch der staatsrechtliche Einbezug der thiersteinischen Güter zu Hofstetten angebahnt.

Die Herren von Hofstetten als Lehensträger

Der Chronist Wurstisen eröffnet die Besitzerreihe von Sternenberg mit den Herren von Hofstetten. Es ist uns keine Urkunde bekannt, welche dies direkt bestätigt. So sind wir denn darauf angewiesen, die Frage durch Rückschlüsse aus andern Quellen zu überprüfen.

Völlig haltlos scheint uns die Behauptung von Quiquerez, nach dem es einst ein Geschlecht «von Sternenberg» gegeben habe, das den Herren von Hofstetten im Lehen vorausgegangen sei.¹⁰

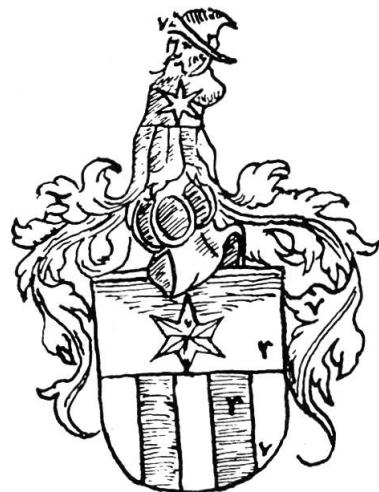
Haffner erwähnt im Kapitel der Vogtei Dorneck¹¹, wohin Hofstetten in Solothurnischer Zeit gehörte, unter den Begebenheiten von 1431 einen Gaudenz von Hofstetten. Dieser Gaudenz entstammt aber einem Rittergeschlecht, das im Dienste der Grafen von Toggenburg stand und bereits seit dem 12. Jahrhundert in Zürcher Urkunden vorkommt. Der Irrtum Haffners mag daher kommen, daß in der Klosterkirche von Rüti im Zürcher Oberland, wo diese Zürcher Hofstetten ihre Grabstätte hatten, zufällig auch Walraf V. von Thierstein-Pfeffingen, ein Sohn der Gräfin Ita von Toggenburg, begraben lag.¹²

Völlig irreführend sind auch die Angaben über die Herren von Hofstetten bei Kindler von Knobloch.¹³ Dieser mischt, unbekümmert um die Wohnsitze, alle ihm bekannten Adelsgeschlechter dieses Namens durcheinander. So finden wir die Zürcher Hofstetten mitten unter den unsrigen.

Hingegen erscheint in den Basler Urkunden seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ein Edelgeschlecht, dessen Herkunftsland zweifellos das solothurnische Hofstetten am Blauen ist. Es besitzt nicht nur Güter in diesem Dorf, es tritt auch im Gefolge der Grafen von Thierstein-Pfeffingen auf. Nun waren aber gerade die Sternenberg-Güter ein Lehen von Thierstein. Ein weiteres Indiz zu Gunsten von Wurstisen besteht darin, daß baslerische Kirchen, zu denen die Herren von Hofstetten in näheren Beziehungen standen, Grundstücke besaßen, die unmittelbar an die Sternenberg-Güter in Hofstetten angrenzten, also offenbar ursprünglich zusammengehörten.

Schließlich ist der erste, ausdrücklich als Herr von Sternenberg bezeichnete Heinrich Rüde aus dem Basler Achtburgergeschlecht der Fröheler ein Sohn der Nesa von Hofstetten, welche die einzige Ueberlebende des Edelgeschlechtes war. Damit wird die Uebertragung des Sternenberg-Lehens auf Heinrich Rüde verständlich.

Man könnte hier die Zwischenfrage aufwerfen, ob die Herren von Hofstetten ihren ursprünglichen Wohnsitz nicht auf einer andern Burg im Bereich des Dorfes hatten, nach dem sie sich nannten. Dietler¹⁴ vermutet als Stammssitz eine sonst nicht bekannte Burg, die nördlich der St. Niklauskirche auf einem Ausläufer des Hofstetter Köpfli gelegen habe. Er stützt sich dabei auf die im



Wappen der Herren von Hofstetten
nach Chr. Wurstisen, 1580

alten Sternenberg-Berein vorkommende Flurbezeichnung «am Castell». Wir haben die Oertlichkeit in Augenschein genommen, können aber diese Vermutung nicht teilen. Auf dem Köpfli selbst lag hingegen eine ausgedehnte bronzezeitliche Festung, deren Spuren noch sichtbar sind.

Es bleibt somit Sternenberg als Sitz der Herren von Hofstetten. Nach dem archäologischen Befund bestand dieser Edelsitz sicher zur Zeit des ersten Auftretens der Herren von Hofstetten in den Urkunden. Wir dürfen deshalb der Angabe Wurstisens vollen Glauben schenken.

Die etwa 30 Urkunden, welche das Edelgeschlecht zwischen 1250 und 1428 erwähnen, ermöglichen uns weder eine zusammenhängende Darstellung seiner Geschichte noch eine sichere Stammtafel aufzustellen. Wir beschränken uns deshalb darauf, die uns zugänglich gewordenen Urkunden in Regestenform aufzuführen.

Regesten zu den Herren von Hofstetten

1250 Juni 24. — Bischof Berthold von Basel überlässt einen Platz innerhalb der Stadtmauern den Barfüßern zum Bau von Kirche und Kloster. Unter den Zeugen: *Conradus de Hofstetin*, Ritter.¹⁵

1257 Juli 30. — Ritter Heinrich Pfaff verkauft dem Predigerkloster ein Grundstück in Basel. Unter den Zeugen: *Conradus de Hofstetin*, Ritter.¹⁶

1265 Juli 24. — Werner von Herznach verkauft dem Steinenkloster in Basel einen Acker in Hausgauen (sö. Altkirch, Elsaß). Unter den Zeugen nach den Rittern: *Rodolfus de Hofstetten*.¹⁷

1280 Mai 15. — Abt Yvo von Cluny befiehlt dem Prior von St. Alban in Basel, bestimmte Einkünfte für Kranken- und Armenpflege zu verwenden und einen Almosenschaffner zu bestellen. Unter den dabei genannten Mitteln figuriert als «census seu redditus hospitalis: decime annone in villis Leimen et Hofstetten».¹⁸

1285 August 31. — Der Chorherr *Ludwig* (von Hofstetten) zu St. Peter in Basel und seine Mutter *Mechthild* übertragen dem Stifte . . . reddidus octo vercellarum spelte et duarum avene, quos habebant in villa Hofstetin iure proprietatis . . . cum agris, pratis et universis attentiis eorundem.¹⁹

1295 November 7. — Propst und Kapitel von St. Peter erklären, daß ihr Dekan Ludwig die Kaufsumme über Zinsen in Haltingen (bei Lörrach, Baden) für das Stift erlegt und damit die dem Stifte gehörenden Zinse in Hofstetten abgelöst habe.²⁰

(Nach 1295) — Singularis calendis mensium memo. dni. Ludovici de Hofstetten canonici nostri cum vig. et missa et solvitur ex solid.²¹

1296 Februar 17. — Graf Hermann von Homberg verpflichtet sich für die Wiedergutmachung von Schäden, die er dem Bischof Peter von Basel zugefügt hat. Unter den Bürgen nach den Grafen Rudolf von Nidau, Rudolf von Habsburg und Volmar von Froburg eine ganze Reihe von Herren aus dem Ritterstande, zuletzt «Her *Otte* von Hofsteten».²²

1296 April 9. — Otto von Hofstetten entsagt allen Rechten auf die Erbschaft oder Nachfolge auf die Güter, welche Ulrich von Rodersdorf sel. dem Kloster Lützel zu seinem Seelenheil gegeben.²³

(1296 Oktober 21. — Das Kloster Klingental kauft Güter von Werner genannt Kemphen von Hagenthal. Unter den Zeugen: D. de Hofstetten, H. Hofstetter.)²⁴

1298 — Peter, Schwestersohn des Peter Senftelin, verzichtet gegenüber dem Kloster Wettingen und der Frau seines Oheims auf alle Ansprüche an dessen Nachlaß. Unter den Zeugen: Her Otto von Hofstetten, ritter.²⁵

1307 Juni — Dominus Otto de Hofstetten, miles, habet decimus in Buchswiler (bei Pfirt, Elsaß) pro reddidus 4 marcarum in feodum castrense ab Ecclesia Basiliensi.²⁶

1312 — Her *Ulrich* von Hoffstetten, ritter Ao. 1312.²⁷

1326 Mai 9. — Graf Walraf von Thierstein verkauft der Frau Anna, Rudolfs Brendlin sel. Frau von Rheinfelden, 7 Schuposen zu Ormalingen. Unter den Zeugen: Her *Peter* von Hofstetten, ein ritter.²⁸

1326 September 20. — Thüring von Ramstein belehnt Richard von Pery. Unter den Zeugen: *Jacobus* de Hofstetten, Edelknecht.²⁹

1327 — Otto und Peter von Hofstetten, ritter.^{29A}

Um 1330 — Feodum armigerorum de Hofstetten: Item den vierdenteil des zehenden zu Tuggingen (Bez. Laufen, BE) in dem Banne. Das ist das lehen, so Jakob von Hofstetten, und *Johans* von Hofstetten und Peter und ir vettern von uns hant.³⁰

1331 — Her *Petr* von Hoffstetten, ritter Ao. 1331.³¹



Wappen Cunrads von Hofstetten
nach einem Siegel von 1382

(1344 November 3. — Johannes von Zäzingen, Chorkaplan am Münster vergabt dem Steinenkloster in Basel Zinse von seinen Gütern in Mülhausen und Riedisheim. Als Kaplan des 11 000 Jungfern-Altars bestimmt er Herrn Hans, Kilchherr [Hans Kilcher?] zu Hofstetten).³²

1346 November 21. — Werner Meiger von Mülhausen überträgt Güter, die er von Hennin u. a. gekauft, dem Kloster Lützel. Unter den Zeugen: Jakob von Hofstetten und Franz Swob, beides Edelknechte.³³

1350 Februar 9. — Jakob von Hofstetten, Edelknecht, verkauft der Abtei Lützel eine Rente von 12 Sch. Basler Pfennige, je zur Hälfte zahlbar durch Claus Reinunger und Claus Senn, beide von Lutterbach. Dieser Zins lastet auf einem Gut zu beiden Seiten der Doller (Bach nordwestlich Mülhausen, Elsaß), welches man das Hofstetter-Gut nennt.³⁴

1353 Januar 25. — Heinrich von Hofstetten, Kilchherr zu Wessenheim, im Gericht zu Basel, steht in der Zeugenreihe zwischen einem Ritter und einem Edelknecht.³⁵

1359 November 9. — Graf Walraf von Thierstein verkauft dem Oswald von Zwingen, Edelknecht, Zinse vom Reichenauer Lehen in Therwil. Unter den Zeugen: Peterman von Hofstetten, Edelknecht.³⁶

1364 November 29. — Die Grafen von Neuenburg, Hartmann von Kiburg und Simon von Thierstein verkaufen in Basel der Benedikta von Aarburg einen Zins. Unter den Zeugen, inmitten von Geistlichen, Heintzmann (Heinrich) von Hofstetten, Kilchherr ze Vessenheim.^{36A}

1369 März 7. — Peter von Hofstetten, Edelknecht.³⁷

1370 — Cüntzlin von Hofstetten, Edelknecht.³⁸

1374 — Margreth von Hofstetten, Gattin des Konrad von Laufen (?).³⁹

1376 — Item in dem Winterichtental (wo?) neben Heintzmans Gut von Hofstetten armigeri.⁴⁰

1382 — S[igillum] Cunr[adi] de Hofstet[ten]. Edelknecht von Mülhausen.⁴¹

1385 — Petermann von Hofstetten, Ottelin sein bruder.^{41A}

Vor 1398 — Das Jahrzeitbuch von Rohr (Breitenbach, SO) nennt ein Zinsgut «in der Sigge», an einer siten der von Ramstein von Zwingen, anderseits Hemman von Hofstetten gelegen.⁴²

1398 — «... wollte Hans Fröwler die Zins zu Hofstetten, Betwil, Winterswil und Benken, die dies [Steinen-]Kloster dem Her *Heinrich* von Hofstetten um 10 Gl. Geltz, so er ihm libdingswis schuldete, auf lebttag übergeben hatte, als Erb des von Hofstetten dem Kloster sperren, verlor aber.»⁴³

1414 — Frau *Mya* von Hofstetten errichtet an ihrem Wohnsitz Mühlhausen eine Jahrzeit und überträgt den Nonnen an den Steinen zu Basel die Verwaltung derselben.⁴⁴

1418 — Frow Agnes Lerbacherin und die erbere Frow Mya von Hofstetten ihr schwester selig, stiftet jahrzit ab sinem gut zu Rulasheim (bei Mühlhausen).⁴⁵

1428 — Wezzelinus Vellent, opidanus opidi Mülhusen vendidit Conrado Kübler de Erswilr bona sua in Grindel nuncupata der von Hofstetten güter solventur $\frac{1}{2}$ vzl. dinkel, item der von Hofstetten güter im bann Erswiler solventur 6 solidos; venditio facta pro 11 lb. den Basil.⁴⁶

Das Wappen der Herren von Hofstetten

Die Herren von Hofstetten führten im Schilde unter rotem Schildhaupt mit goldenem Stern zwei rote Pfähle in Silber. Als Helmzier hatten sie einen Mannsrumpf, in den Schildfarben gekleidet und mit einem roten, weißgekrämpften Spitzhut. So ist das Wappen überliefert im Siegel des Mülhauser Edelknechts Cunrad von Hofstetten von 1382. Ein anderes Siegelbild mit dem gleichen Schildbild, aber ohne Helm, hängt an den Urkunden des thiersteinischen Dienstmanns Peter von Hofstetten (1359 und 1369). Die Farben sind im Wappenbuch Conrad Schnitts (1530) überliefert. Das selbe Wappen findet sich auch in der Basler Chronik von Wurstisen, nicht aber in seinem handschriftlichen Wappenbuch, das dafür eine Lücke frei lässt.

Eine etwas abweichende Variante bringt ein alter Donaueschinger Wappencodex, nämlich: geteilt von Rot mit goldenem Stern und fünfmal gespalten von Rot und Silber. Als Helmkleinod notiert er: eine außen mit weißen Federn besetzte weiße Scheibe, darin zwei aus drei schwarzen Rauten gebildete Pfähle stehen. Diese Variante konnten wir durch Siegel nicht belegen.

Der durch Siegel und das Wappenbuch von Konrad Schnitt bezeugte Schild mit den Pfählen wird heute von Hofstetten als Gemeindewappen geführt.

Bemerkenswerterweise wird in dem als ein amtliches Dokument geltenden bischöflichen Lehenbuch⁴⁷ aus dem 15. Jahrhundert den Herren von Hofstetten ein völlig abweichendes Wappen gegeben. Es findet sich dort: in Blau ein goldenes Andreaskreuz, überhöht von einem goldenen Stern. Den Helm schmückt ein in den Schildfarben gekleideter barhäuptiger Mannsrumpf. Da in der Regel, aber nicht immer, verschiedene Wappen auch auf unterschied-

liche Abstammung weisen, der in unsern Regesten aber dreimal zwischen 1296 und 1307 vorkommende Ritter Otto von Hofstetten sowohl Lehensträger der Grafen von Thierstein wie unmittelbar des Bischofs von Basel war, müssen wir uns hier mit dem Hinweis begnügen, daß diese Frage noch der Abklärung bedarf.

Im oben zitierten Wappenbuch von Schnitt findet sich unter den Notizen und dem Wappen zu den Herren von Hofstetten auch ein Wappen überliefert, das mit Sternenberg bezeichnet ist. Es zeigt in Silber einen schwarzen fünfstrahligen Stern. Als Helmkleinod ist ein schwarzer Stern zwischen zwei silbernen Büffelhörnern angegeben. Auf diese Notiz bezieht sich vielleicht Quiquerez, wenn er behauptet, es habe vor den Hofstetttern auf Sternenberg ein anderes Geschlecht existiert.

Die späteren Lehensträger

Nach Wurstisens⁴⁸ ist das Sternenberg-Lehen mit dem Erlöschen des Hofstetter Stammes «in mancherley hende verenderet worden. Jungher Cüntzlin von Roseck hat es in handts im jar 1420. Hans und Rudolf Gebrüdere, die Eptinger von Wildenstein im 1465 jar. Nach der Graven (von Thierstein) abgang ist es an die stift Basel kommen, daher es die Bischoffe, erstlich im 1522 jar Balthasar Hiltpranden, darnach Adelberg Saltzmann, und letstlich Georg Hubern, Burgern zu Basel, zu lehen geben.»

Andere Quellen⁴⁹ nennen noch die Fröweler, den Junker Thoman von Leimen, genannt Schaler, und den bischöflichen Kanzler Rebstock als Lehensinhaber.

Von den Herren von Hofstetten zu den Eptingern lassen sich verwandschaftliche Beziehungen nachweisen, die eine Lehensnachfolge erklärliech machen.

Heinrich (Hemman) von Hofstetten, Gemahl der Mya (Lerbacherin?), hinterließ nur eine Tochter Nesa, die mit Hug Fröweler genannt Rüde (1356—1376 erwähnt) verheiratet war. Von ihren Söhnen erhielt Heinrich Rüde (1382—1416 erwähnt) das Hofstetter Burglehen, nach dem er sich Herr zu Sternenberg nannte.⁵⁰ Sein Bruder Hans (1369—1426 erwähnt) beanspruchte umsonst die Güter zu Hofstetten, Bättwil, Witterswil und Benken, die sein Großvater mütterlicherseits dem Steinenkloster vergabt hatte. Hans Rüde, der mit Christina von Balmschweiler vermählt war, scheint seinem kinderlosen älteren Bruder im Sternenberg-Lehen nachgefollgt zu sein. Denn wir finden dieses später, nachdem auch er offenbar keine direkten Erben hinterließ, im Besitze Konrad Roseggs, eines Sohns aus zweiter Ehe der Balmschweilerin mit Heinrich Rosegg von Basel.⁵¹ Konrad Rosegg (1419—1437 erwähnt) wird in Wurstisens Wappenbuch⁵² ausdrücklich als Herr zu Sternenberg erwähnt. Er

war vermählt mit Elsina Eriman, der Witwe des Junkers Jecklin (Jakob) von Eptingen-Wildenstein⁵³. Elsinens Sohn aus erster Ehe, Hans XI. von Wildenstein (1453—1481 erwähnt) ist nun derjenige, welcher bei Wurstisen wiederum als Besitzer des Sternenberg-Lehens erscheint. Was sein angeblicher Bruder Rudolf betrifft, so kennt die Eptiger Stammtafel aus jener Zeit nur einen Rudolf aus der entfernt verwandten Linie der Eptinger von Madeln.

Hans von Wildenstein ist der letzte adelige Lehensträger der Burg, denn spätestens während der Zeit seiner Lehenshaberschaft ist Sternenberg zur Ruine geworden. Der Güterberein von 1506 zählt denn bloß noch die Grundstücke in Hofstetten auf, mit denen ehemals das Burglehen ausgestattet war.

In den Zwanzigerjahren des 16. Jahrhunderts erfolgte die Rückgliederung der Herrschaft Pfeffingen in das Fürstbistum Basel.⁵⁴ Als im Jahre 1522 der Junker Thoman von Leimen als erster bischöflicher Vogt in Pfeffingen einzog, mußte er schwören, in einem Konflikt zwischen Bischof und Stadt Basel Neutralität zu wahren. Junker Thoman war politisch ein sehr unsicherer Partner. Kurz zuvor hatte er noch als Bürger von Basel seine Herrschaft Benken, die er teils als Eigen von den Schatern ererbt, teils als Lehen von Thierstein besaß, an die Stadt veräußert. Zum Bischof stand er im Beamtenverhältnis, zuerst als Vogt von Waldenburg, dann als Vogt zu Pfeffingen. Als er sich später auch um die Vogtei Zwingen bewarb, versprach er den Baslern, deren Bürgerrecht er mittlerweile aufgegeben hatte, seinen Besitz in Büren zu verkaufen und sich aller Verpflichtungen gegenüber Solothurn zu entheben, wenn sie ihm beim Bischof für Zwingen behilflich sein wollten. Dieser Kuhhandel kam damals wohl auf Betreiben Solothurns nicht zustande. Dafür wurde ihm dann 1546 sein Amt als Vogt von Pfeffingen erneut vom Bischof bestätigt.

Die letzten thiersteinischen Rechte in Hofstetten gingen 1525 in andere Hände über. Damals verkaufte Margarita, die Witwe Heinrichs von Thierstein, ihren «burgstall» Sternenberg samt Zubehör an die Stadt Basel. Als Lehensinhaber wird in der Urkunde der Basler Bürger Adelberg Saltzmann genannt. 1529 soll dann auch der Junker Thoman von Leimen mit Sternenberg belehnt worden sein. Doch sind wir im Zweifel, welche Rechte noch damit verbunden waren. Denn der Zubehör des «Burgstalls» war damals schon ziemlich zerstückt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich diese Belehnung nur auf gewisse Rechte in Witterswil beziehen, die früher einmal mit dem Sternenberg-Lehen verbunden waren.

Was schließlich die angebliche Lehenshaberschaft des Kanzlers Rebstock betrifft, die für 1570 erwähnt ist, so handelt es sich dabei wiederum bloß um den Kornzins in Tuggingen, den einst die Hofstetter besaßen.⁵⁵

Die Sternenberg-Güter in Hofstetten

Der Mariasteiner Benediktiner P. Anselm Dietler (1801—1864), der sich eingehend mit der Geschichte der Gegend befaßte, hat uns in seinen Manuskripten⁵⁶ eine ausführliche Beschreibung der Sternenberg-Güter in Hofstetten hinterlassen. Er stützt sich dabei auf zwei Urbare von 1506 und 1599, wovon mindestens das erste also noch in die thiersteinische Zeit zurückreicht.

Die Beschreibung Dietlers und die ihr beigefügte Gütertabelle zählt die Grundstücke einzeln auf, mit Angabe der Erträgnisse, des Umfangs, der Lage und der Anstößer. Es waren damals insgesamt 70 bis 80 Jucharten (ca. 5 Schuppen) an Gärten, Reben, Acker, Matten und Wald, fünf Hofstätten im Dorfe und das eigentliche Schloßgut mit dem Brunnen und dem Garten unterhalb der Burg. Dieser keineswegs unbedeutende Güterkomplex, zu dem natürlich zu Zeiten der Herren von Hofstetten nach auswärtige Besitzungen gehörten, war aber schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts in bäuerliche Zinsgüter aufgeteilt und lag in mehr als 100 Parzellen über allen Zelgen des Hofstetter Bannes zerstreut.

Es würde schwer halten, von diesem in gänzlicher Auflösung begriffenen Güterkomplex Schlüsse auf die wirtschaftliche Struktur des Sternenberg-Lehens in der Feudalzeit zu ziehen, wie das anhand des urkundlichen Materials für das benachbarte Rotberg möglich war. Für eine Darstellung der Hofstetter Dorfgeschichte böte aber das Material Dietlers genug der wertvollsten Hinweise.

Entstehung und Abgang der Burg

Bei den wenigsten der Jura-Burgen können wir die Zeit der Gründung durch schriftliche Aufzeichnungen belegen. So sind wir in dieser Hinsicht auch bei Sternenberg auf die Aussage der Bodenfunde angewiesen.

Die Typenreihe der Sternenberger Gebrauchsgeramik beginnt mit einer Gruppe von Scherben, die in die Zeit von 1200—1250 einzuordnen sind. Aufallenderweise stimmt dies mit dem ersten Auftreten der Ritter von Hofstetten in den Urkunden überein.

In jener Epoche spielte sich das letzte große Ringen zwischen den «Imperialisten» und dem Papsttum um die universale Herrschaft ab. Das ganze damalige «Römisch Rich» war in Parteiungen zerspalten. Wie in Italien sich die Guelfen und Ghibellinen bis aufs Blut bekämpften, so erscholl in der Gegend am Rheinknie der Ruf «Hie Sterner! — Hie Psitticher!»⁵⁷ Was Wunder, wenn man sich allenthalben um die Befestigung von Stützpunkten bemühte. Waren die Burgen der mächtigen Dynasten schon früher an militärgeographisch wichtigen Punkten errichtet worden, so erhoben sich jetzt rings um diese herum die festen Sitze der ritterlichen Gefolgschaft.⁵⁸

Vielleicht in diesen weltgeschichtlichen Zusammenhängen dürfte auch die kleine Burg Sternenberg in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts entstanden sein.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts muß dann die Burg einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen sein. Die vollständige Aushöhlung des Wohnbaus durch Feuer wird bezeugt durch eine Brandschicht und gerötetes Mauerwerk. Die zeitliche Datierung des Brandes ist wiederum anhand der Funde möglich. Die Typenreihe der Keramik bricht nämlich um die Mitte des Jahrhunderts jäh ab. Noch kurz zuvor ist die Burg mit einem prunkvollen Kachelofen ausgestattet worden, der von der Wohlhabenheit des Besitzers Zeugnis ablegt. Leider berichtet keine Chronik über diese Brandkatastrophe.

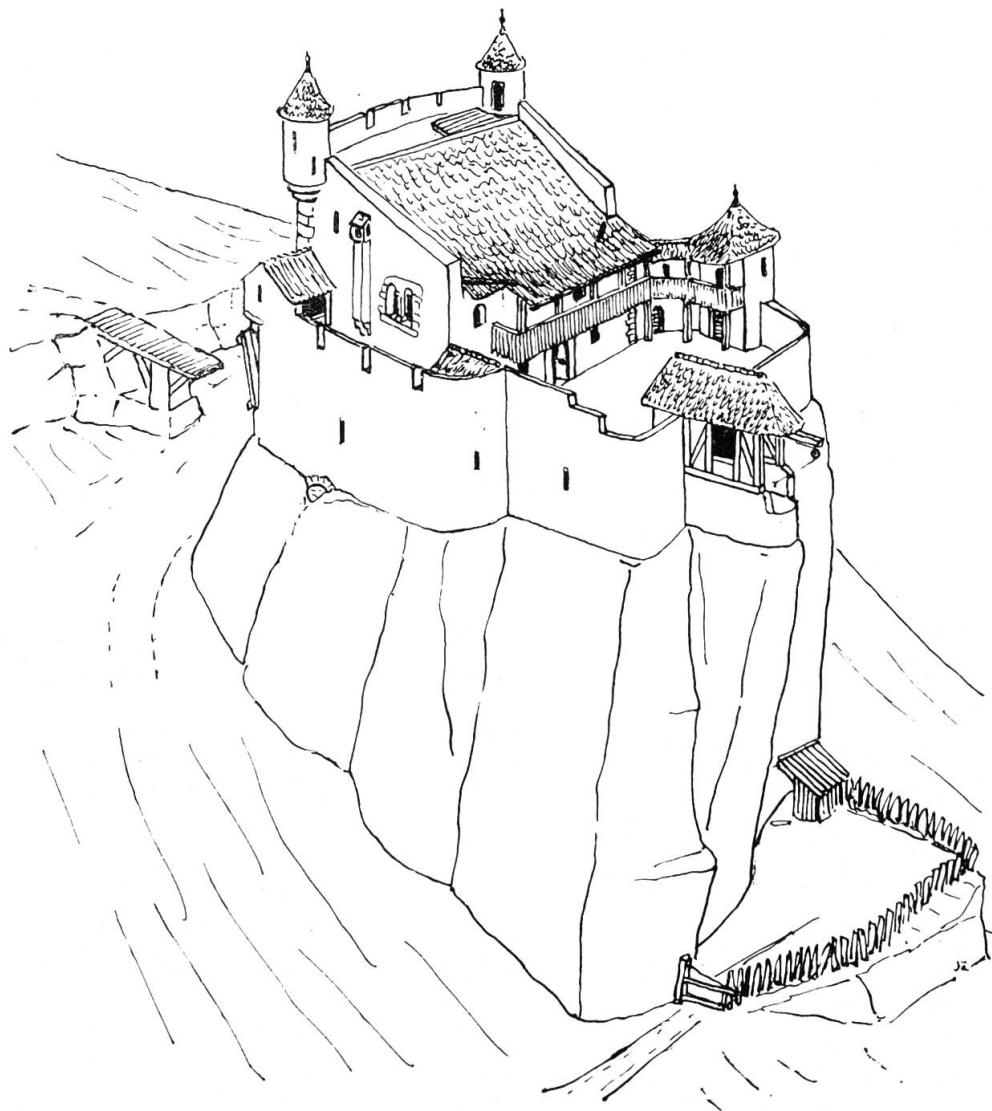
Stellen wir aber den aus den Scherben gewonnenen Befund in die geschichtlichen Zusammenhänge, so dürfte als Ursache des Brandes, wenn dieser nicht wie bei Angenstein aus Unachtsamkeit ausbrach, am ehesten mit dem sogenannten Adelskrieg nach der Schlacht bei St. Jakob an der Birs in Beziehung gebracht werden.

Der österreichisch gesinnte Adel in der Umgebung von Basel hatte den Armagnaken 1444 bei St. Jakob Helfersdienste geleistet. In der Front der gegen die Städte Basel und Solothurn gerichteten Partei standen die Grafen von Thierstein-Pfeffingen mit ihrem Anhang, unter dem sich besonders die Münche von Landskron und die Eptinger hervortaten.⁵⁹

Nach dem Rückzug der Armagnaken rechneten die Städte mit dem Adel ab. Am 13. April 1445 wurden die Eptinger aus ihrer Wasserburg Blotzheim vertrieben. Im gleichen Monat besetzten die Basler Pfeffingen, während die Burg Thierstein im Lüsseltal den Solothurnern in die Hände fiel. Bald darauf unternahmen die Basler zwei Streifzüge in die Gegend von Pfirt, wo wiederum eptingische Güter geschädigt wurden. Auch die Solothurner machten sich im Sundgau zu schaffen. Bei einem der Streifzüge kamen sie in die Gegend von Sternenberg. Daß bei dieser Gelegenheit Rodersdorf und fünf weitere Dörfer in Flammen aufgingen, wird durch die Chronisten bezeugt.

Zur Zeit des Adelskrieges war der Eptinger Hans von Wildenstein Besitzer der Burg. Wir wissen nicht, welche Rolle er in dieser großen Fehde gespielt hat. Aber seine Burg Sternenberg, die ja immer noch ein thiersteinisches Lehen war, dürfte wohl während einem der Vergeltungsüge der Städter niedergebrannt worden sein.

Als sicher darf jedenfalls gelten, daß Sternenberg um 1525 als Ruine zum Verkaufe kam, denn die Bezeichnung «Burgstall» drückt dies für den damaligen Sprachgebrauch deutlich genug aus.



Burg Sternenberg am Blauen. Rekonstruktionsversuch von A. E. Jäggli

Die Ruine seit dem 16. Jahrhundert

Auf einer im Staatsarchiv von Solothurn liegenden Federzeichnung⁶⁰ aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, welche eine Ansicht von Südwesten über Mariastein und Rotberg gegen Hofstetten zeigt, ist auch die Ruine Sternenberg mitabgebildet. Man sieht darauf aber nur den hohen Mauerstock des Wohnhauses, das hier wie ein quadratischer Turm wirkt. Einzelheiten sind zu ungenau, als daß man daraus Schlüsse auf die Gesamtanlage ziehen könnte. So fehlt auf dem Bilde alles Gemäuer, das zweifellos damals noch den Wohnbau umschloß.

Die etwa gleichzeitige Chronik von Franz Haffner⁶¹ berichtet, daß damals das Mauerwerk der Ruine noch fast vollständig erhalten war.

Der Basler Emanuel Büchel⁶² hat Sternenberg im Jahre 1746 wieder im Bilde festgehalten. Aber auch dieses Bild läßt als Fernansicht keine näheren Einzelheiten erkennen. Immerhin muß ein Jahrhundert nach Franz Haffner die Ruine des Wohngebäudes noch einen imposanten Anblick geboten haben.

Ein im Burgenmanuskript von Quiquerez⁶³ befindliches undatiertes Aquarell läßt hingegen die Form der Anlage noch recht gut erkennen. Deutlich hebt sich hier die äußere Umfassungsmauer, die den Wohnbau auf drei Seiten umschloß, mit seinen Rundungen heraus.

Weniger aufschlußreich ist dafür wieder das Aquatintablaß von Rosenberg in Hentzy's «Promenade pittoresque dans l'Evêché de Bâle» von 1803, das der Burg auf der Grabenseite einen Turm andichtet, der natürlich nie bestanden hat und das auch im Umgelände der Burg allerlei phantastisches Mauerwerk zeigt.

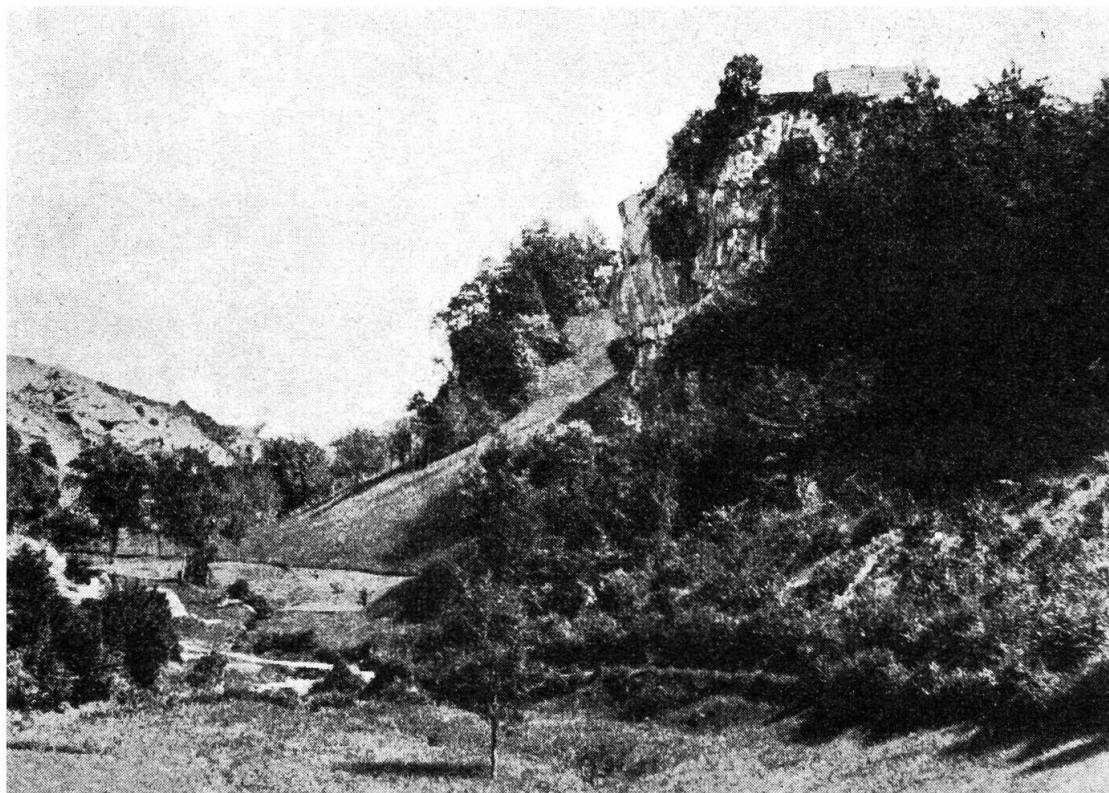
Quiquerez hat den Sternenberg um 1822 zum ersten Male besucht und will damals noch eine stattliche Ruine gesehen haben. Als er in späteren Jahren die Burgstelle wiederum aufsuchte, um sie zu photographieren, war er entsetzt über das «moderne Vandalenwerk», das sich seinen Augen darbot. Seine noch erhaltene Photographie zeigt denn leider auch nicht viel mehr als die kümmerlichen Reste, die von der Burg bis heute verblieben sind.

Nach einer mündlichen Tradition, die uns Quiquerez überliefert, soll die Burg in einem ihrer Türme (!) eine Räderuhr gehabt haben. Leute in Hofstetten haben ihm erzählt, daß man in gewissen Nächten noch das Ticken der Turmuhr höre. Andere glaubten, das seltsame Geräusch werde von einem Kobold verursacht, der dort oben einen vergrabenen Schatz behüte. Diese Sage mag denn auch nach der Meinung Quiquerez die Dorfleute veranlaßt haben, den Boden der Burg nach Schätzen zu durchwühlen.^{63A}

Weniger romantisch lautet der Bericht des Mariasteiner Paters Dietler von 1852: «Da die Therwiler eine Straße von da nach Benken anzulegen übernommen, aber Mangel an Steinen haben, so kauften sie dem Besitzer des Schlosses Sternenberg die Steine dieses Burgstalls ab und zwar um eine Summe, bey welcher der Eigentümer wegen Verwüstung des Landes und Holzes mehr Schaden als Nutzen erhalten.»

Der Augenzeugenbericht des Paters ist uns umso wertvoller, als er über Bauteile, die damals bis auf die Fundamentlager abgebrochen wurden, Hinweise gibt. Die gleichzeitig aufgenommene Grundrißskizze und die zwei Ansichten des Bauzustandes vor dem Niederreißen der Mauern (sie sind von P. Motschi, einem Mitbruder Dietlers gezeichnet), befinden sich glücklicherweise noch im handschriftlichen Nachlaß Dietlers.

Die neuere Literatur über Sternenberg beschränkt sich auf kurze Kapitel



Sternenberg. Photographie um 1860
(Universitäts-Bibliothek Basel)

in größeren Sammelwerken, worunter lediglich J. R. Rahn (Kunstdenkmäler des Ct. Solothurn, 1893) durch die Angabe von baulichen Details etwas hervorsticht. Auch eine recht romantische Erzählung über den «Junker von Sternenberg» ist erschienen. Sie sei nur kuriositätshalber hier miterwähnt.

Eine zu Beginn dieses Jahrzehnts von Basler Studenten gegründete «Sternenberg-Gesellschaft», welcher wir eine Anzahl von fleißigen Mitarbeitern bei den Sondierungen auf der Burgstelle verdanken, mußte wegen Wegzug der meisten Mitglieder seine Tätigkeit leider wieder einstellen, sodaß eine Weiterverfolgung ihres ländlichen Ziels, die Burgruine vor gänzlichem Verschwinden zu retten, unterblieb.

Bauliches

Die Burg liegt, gegen Süden durch einen breiten Halsgraben vom Plateaurande getrennt, auf einem Felskopf, der bastionartig aus der steilen Berghalde vorspringt. Gegen Norden fällt die teilweise überhängende Felswand etwa 30 m tief auf eine Geländestufe, unter der die bereits erwähnte (heute gefaßte) Sternenberg-Quelle hervortritt.

Im Talgrund zwischen Halde und Bach lag früher der von Trockenmauern eingefaßte Burggarten.

Die Burg bestand aus einem Wohngebäude, einem engen Torzwinger auf der Ostseite, einem größeren Hofe gegen Norden, sowie aus einem hinteren Höflein auf der Westseite mit anschließendem Zisternenraum. Die gesamte Ueberbauung weist bei einem Umfang von 87 m eine Bodenfläche von rund 400 m² auf.

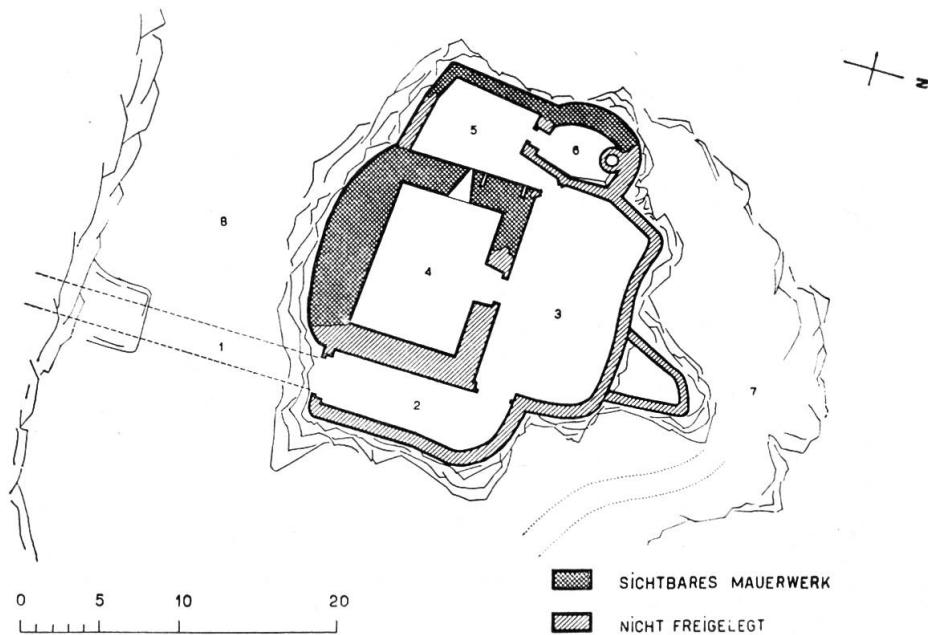
Der *Halsgraben*, aus welchem die Bruchsteine für den Bau gewonnen wurden, streicht ungefähr in ostwestlicher Richtung parallel zur Längsachse des Wohnbaues und läuft zu beiden Seiten in den Steilhang aus. Innen- und Außenrand des Grabens sind unregelmäßig schräg abgespitzt. Gegen außen geht das Bord allmählich in die Halde über, die ihrerseits noch etwas weiter zum Plateau ansteigt. Die Breite des Grabens beträgt 16—20 m. Der Halsgraben ist heute noch etwa 6 m tief, scheint aber ursprünglich wesentlich tiefer gewesen zu sein.

Gegenüber der Schmalseite des Torzwingers springt ein 3,5 m breiter, wenig hoher, behauener Felssockel 4,5 m weit in den Graben vor. Er könnte einst als Pfeilerfundament für die Torbrücke gedient haben. An seiner linken Seite ist eine alte Kreuzmarke eingemeißelt. Von der ehemaligen Brücke und ihrem Zugang finden sich sonst keine Spuren mehr.

Der *Geländevorsprung* auf der Nordseite unter dem Burgfelsen mag irgendwie in die Gesamtanlage einbezogen gewesen sein. Denn in ihn mündet eine von Hofstetten her am Hange sich hinziehende, heute gänzlich überwachsene Wegspur. Sondierungen in diesem von Bauschutt überdeckten Absatz wurden noch keine vorgenommen.

Unsere Kenntnis von der Beschaffenheit des *Torzwingers* stützt sich weitgehend auf die Notizen Dietlers, da wegen gänzlicher Abtragung dieses Teils fast jegliche Anhaltspunkte im Gelände fehlen. Immerhin standen uns ein paar Kontrollmöglichkeiten zur Verfügung, welche die Aussagen Dietlers bestätigen.

Der Torzwinger war der Ostseite des Wohngebäudes vorgelagert. Die kurze Tormauer setzte etwas innerhalb der Hausecke an, wandte sich nach 3,5 m bereits in einer außen abgerundeten Ecke nach Norden und zog sich dann, der Felskante folgend, in einer weiten Rundung westwärts bis zur Höhe der östlichen Hausmauer. Hier befand sich das innere Tor. Beide Tore hatten eine Lichtweite von ca. 2,3 m. Die Mauerstärke des Zwingers betrug durchschnittlich 90 cm. Der Gehstreifen des Torzwingers soll mit Steinplatten gepflastert gewesen sein. Ueber die nähere Beschaffenheit des Außentors, der Zwingermauer und ihrer Ausrüstung zur Verteidigung fehlen uns Anhalts-



Grundriß der Burg Sternenberg

1 Grabenbrücke	3 Hof mit Sporn	5 Hinteres Höflein	7 Geländevorsprung
2 Torzwinger	4 Hauptgebäude	6 Zisterne	8 Halsgraben

punkte. Immerhin scheint die Mauer nach der Zeichnung Motschis bis zum Obergeschoß des Wohngebäudes gereicht zu haben.

Der nördliche *Hof* nahm die ganze Länge des Wohngebäudes ein und hatte eine Breite von ca. 7 m. Wie Sondierungen am Innenrand der nördlichen Umfassungsmauer gezeigt haben, war dieser Hof, dessen Niveau nach Westen etwa 70 cm abfiel, wenigstens soweit wir feststellen konnten, von einem gestampften, mit Kalksplittern durchsetzten Lehmboden bedeckt. Die Abdeckung der Hoffläche wird vielleicht noch baugeschichtliche Ueberraschungen bringen. Denn wir halten es nicht für ausgeschlossen, daß man dort auf Spuren von Hütten stoßen wird. Brandspuren fanden sich an verschiedenen Stellen des Felsrandes im Vereine mit festgestampftem Lehm. Die Hofmauer hatte eine von Ost nach West abnehmende Stärke von 1 m bis 80 cm. Sie folgte auch hier, einen gegen die Talseite vorragenden Felssporn ausschließend, der unregelmäßigen Felskante. Zwischen der Nordwestecke und der im Westen anstoßenden Zisternenmauer sprang die Ringmauer mittels eines Rundbogens über eine meterbreite Aushöhlung. In der Ecke zwischen dem Haus und dem Zisternenraum war ein schräggestelltes Törlein eingefügt, das in das tieferliegende Hinterhöflein hinunterführte.

Der obengenannte *Felssporn* war ebenfalls ummauert. Dieser Raum hatte die Form eines spitzen Dreiecks mit etwas nach Nordwesten abgeplatteter Spitze. Seine Länge betrug etwa 5, seine Basis 4,5 m. Die Mauer hatte eine

Stärke von nur 60—70 cm. Die Funktion dieses Sporns ist nicht ersichtlich. An einen hohen Bau ist wohl kaum zu denken. Vielleicht stand er mit dem Geländeabsatz unter der Burg irgendwie in Beziehung und trug eine Aufzugsvorrichtung. Eine ebenerdige Verbindung mit dem Hofe scheint jedoch nicht bestanden zu haben.

Das hintere *Höflein* ist etwas breiter und kürzer als der Torzwinger. Die Mauer gegen den Graben setzt unverzahnt innerhalb der Ecke des Wohngebäudes an, folgt mit einer leichten Auswärtsknickung dem Grabenrand, wendet sich nach etwa 6 m in einer außen abgerundeten Ecke nach Norden und läuft mit leichtem Einzug der Felskante entlang, wo sie nach weiteren 6 m auf die äußere Zisternenmauer stößt.

Sondierungen im Innern des Höfleins wurden absichtlich vermieden, um die dahinter liegende baufällige Hausmauer nicht zu gefährden. Das alte Niveau dieses, offenbar Oekonomiezwecken dienenden Raumes scheint etwa 1,5—2 m unter der Schwelle des Hoftörleins zu liegen. Ob die Verbindung über eine Rampe oder eine Treppe ging, war nicht ersichtlich.

Auf der Grabenseite ist die Umfassungsmauer nur noch in Spuren erhalten. Im Westen hingegen ist sie noch in einer Höhe von 2,6—3,7 m (außen gemessen) sichtbar. Die Mauerstruktur zeigt Platten-Quaderwechsel in ähnlicher Anordnung wie bei der Grabenfront des Wohnhauses, besteht aber aus Steinen geringerer Größe. Die Ausführung erinnert an das Mauerwerk von Bärenfels (castrum novum), Tschäpperli (beide bei Aesch, BL) und von Bischofstein (bei Sissach, BL). Der Mörtel dieser Mauer ist sehr schlecht erhalten.

Der Grundriß des *Zisternenraumes* hat mit seinem gedrückten Halbrund Ähnlichkeit mit demjenigen eines Schalenturms. Gegen außen ist das Mauerwerk 1,4—1,5 m dick; auf der Innenseite beträgt die Stärke nur etwa 50—60 cm. Ziegelstücke und braunglasierte Bodenfliesen, die wir am Südrand der Zisterne fanden, lassen, wenn sie nicht bloß hieher verschleppt worden sind, einen turmartigen Ueberbau vermuten. Solche mehrgeschoßige Brunnentürme sind nicht gerade selten. Bei Sternenberg würde dieser Bau zudem die Verteidigung der Westseite wesentlich verbessert haben.

Unter einer Zisterne versteht man ein Sammelbecken für Regenwasser. Dieses besteht in der Regel aus einem größeren, entweder in den Fels eingehauenen oder aufgemauerten und auf der Innenseite durch eine Lehmschicht abgedichteten Reservoir, das als Filter- und Aufhärtevorrichtung eine Füllung von Kalkbrocken und Sand enthält. In der Mitte oder am Rande des Beckens befindet sich ein meist runder, trocken aufgemauerter Schöpfsschacht, in dem sich das filtrierte Zuleitungswasser ansammelt. Die Sternenberger Zisterne entspricht genau diesem Schema.⁶⁴

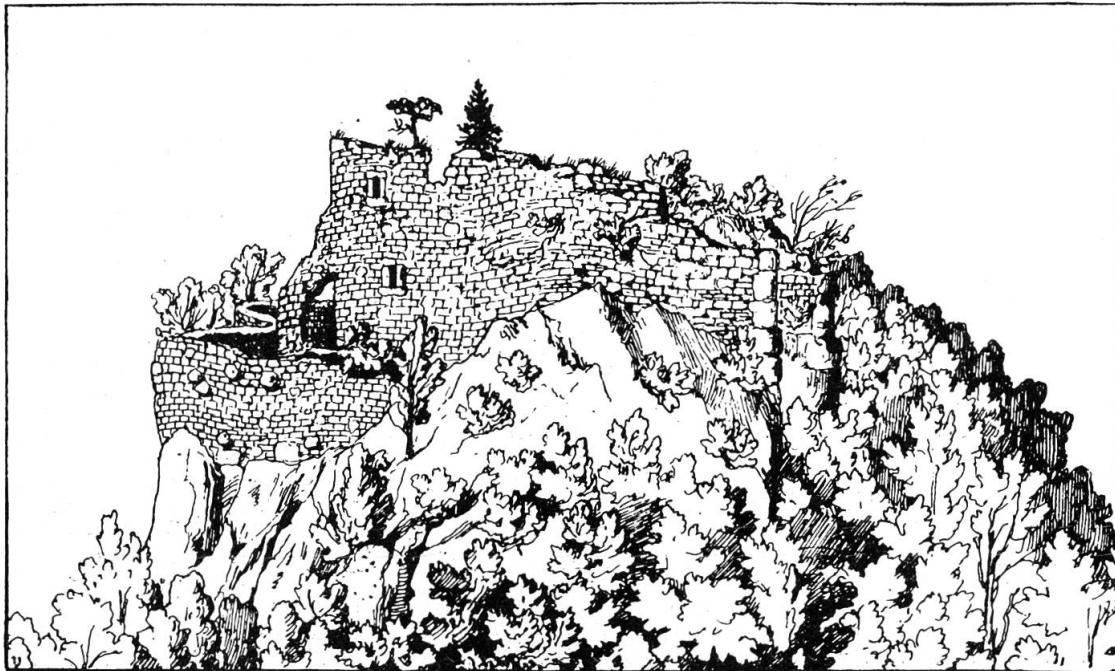
Anlässlich der Abbrucharbeiten von 1852 hat man zwar die schönen Schachtblöcke samt der Nordmauer restlos weggerissen⁶⁵ und im Innern des Zisternenraumes ein wüstes Durcheinander angerichtet. Es war jedoch möglich, an einigen Stellen noch Teilschnitte freizulegen, aus denen die ursprüngliche Struktur der Anlage rekonstruiert werden konnte.

Die Zisterne hatte einen Umfang von 15 m. Ihre Tiefe scheint etwa 3 m betragen zu haben. Die leicht nach einwärts abgeschrägte Ostwand wurde vom sorgfältig geglätteten Felsen gebildet. Die übrigen Wände bestanden teils aus behauenem Fels, teils aus starkem, innen gut verputztem Mauerwerk. Eine graugrüne Lehmschicht von 30—40 cm Stärke, die gegen den Felsboden auslief, diente als Isoliermantel. Gegen das Beckeninnere war diese Schicht mit flachen Kalkplatten abgefüttert. Auf der Ostseite war eine solche Isolierschicht nicht notwendig. In den untern Lagen der ursprünglichen Auffüllung herrschte Sand vor, der mit Kalksplittern untermischt war. In den höheren Lagen fanden sich, in tonige Erde (Schlamm?) eingebettet, etwa faustgroße Kalkbrocken. Darüber befand sich viel Humus, der natürlich erst nachträglich hineingeriet. Vom Wasserschacht fand sich keine Spur mehr. Er lag nach Dietler an der abgestürzten Nordwand und soll eine Tiefe von 15 Schuh und eine lichte Weite von 3 Schuh gehabt haben. Wasserzuleitung und Ueberlauf wurden nicht gefunden. Die Zisterne war vom Höflein her zugänglich.

Da am Fuße des Burgfelsens eine gute Quelle zur Verfügung stand, wird das Zisternenwasser bloß für Notzeiten und als tägliches Gebrauchswasser für Haus und Stall gedient haben. In diesem Zusammenhang ist es denkbar, daß der Sporn nördlich des Hofes eine Aufzugsvorrichtung besaß.

Seinem Grundriß nach könnten wir das *Hauptgebäude* der Burg als Wohnturm ansprechen. Solche Wohntürme von meist unregelmäßigem, dem Gelände angepaßten Grundriß kommen auf unsren Juraburgen relativ häufig vor. Sie vereinigen die Funktion des Palas oder Wohnhauses mit derjenigen eines Bergfrieds, waren deshalb geräumig und zugleich fest und hoch gebaut. Nun sind wir aber über die ursprüngliche Höhe des Sternenberger Wohngebäudes nur sehr unzureichend unterrichtet. Wenn wir auf den Befund abstellen, müssen wir diesem Gebäude den Wohnturmcharakter eher absprechen. Rahn spricht deshalb wohl zu Recht nur von einem festen Haus.

Der Wohnbau stand mit seiner Längsfront an den Grabenrand angelehnt und hatte als dominierendes Gebäude die Hauptlast der Burgverteidigung zu tragen. Die Mauer gegen die Angriffsseite (Graben) war denn auch ungemein stark und ganz in der Art einer Schildmauer gebildet. Als Vergleich können wir etwa den Palas der ebenfalls thiersteinischen Farnsburg beziehen.⁶⁶ Auch dort lag das Wohngebäude direkt über der Kante des Halsgrabens, gedeckt

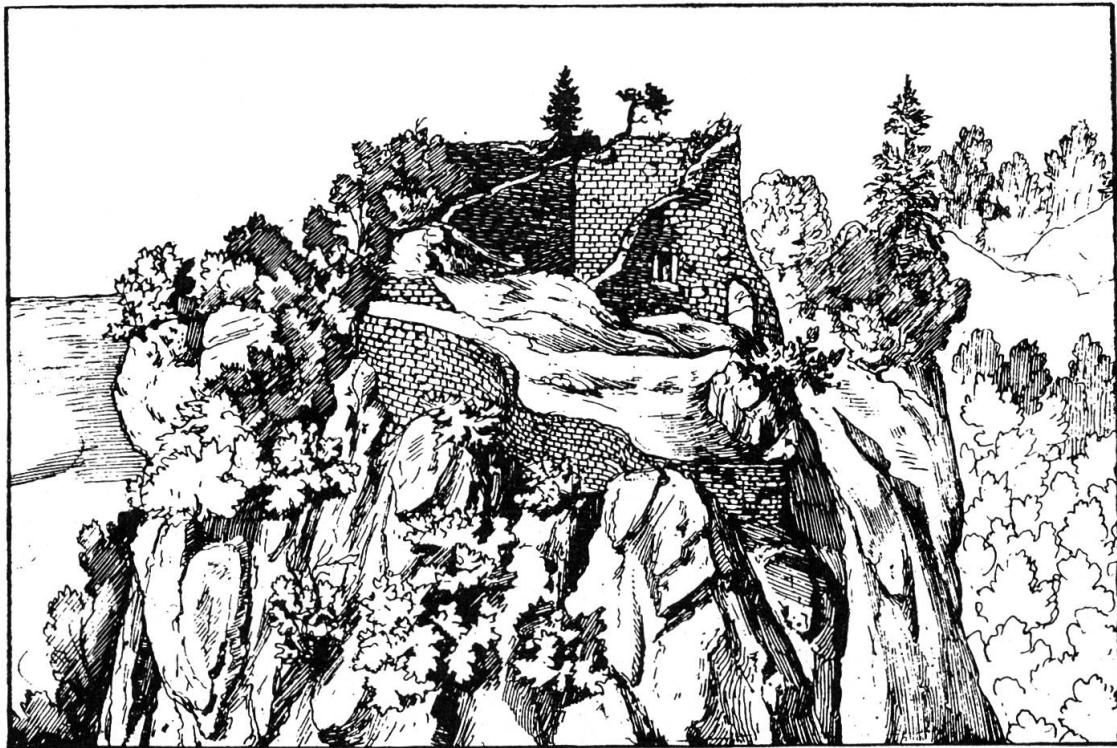


Die Burgruine Sternenberg von Westen. Federzeichnung von P. Karl Motschi, 1852
(Staatsarchiv Solothurn)

durch eine 3,5 m dicke und 15 m hohe Frontmauer⁶⁷, auf deren Krone ein zur Verteidigung eingerichteter Laufgang in die Mauerdicke eingespart war. Die Frontmauer des Farnsburger Palas war lediglich von Aborterkern und einer Reihe von Schießscharten auf Wehrgangshöhe durchbrochen. Auf beiden Seiten waren Erkertürmchen zur Erhöhung der Wehrhaftigkeit angebracht. Dieser Bau ist nun allerdings etwa 100 Jahre jünger als der unsrige. Wir werden aber wohl nicht fehlgehen, wenn wir uns den Hauptbau auf Sternenberg ähnlich ausgerüstet vorstellen.

Der Grundriß des Gebäudes bildet ungefähr ein Rechteck von 9,5 auf 7 m Lichtweite in Erdgeschoßhöhe, wobei die Mauerstärke auf allen vier Seiten verschieden ist. Die Baufläche beträgt etwa 168 m², bei einem Umfang von 48,5 m. Diese Maße entsprechen ziemlich genau denjenigen des Wohngebäudes auf der Eptingerburg Gutenfels (bei Bubendorf, BL, urkundlich erstmals genannt um 1303). Auch im etwas verschobenen rechteckigen Grundriß mit den abgerundeten Außenecken weist der Gutenfelser Wohnbau (Wohnturm?) Ähnlichkeit mit dem von Sternenberg auf.⁶⁸

Der Innenmantel der Frontmauer verläuft gerade. Der Außenmantel baucht sich hingegen in einem unregelmäßigen Bogen bis zu 3,55 m aus. An



Ruine Sternenberg von der Talseite. Federzeichnung von P. Karl Motschi, 1852
(Staatsarchiv Solothurn)

den beiden Flanken beträgt die Mauerdicke unterschiedlich 2,95 m (Torseite), bzw. 2,35 m (Westecke). Die abgerundete Westecke weist prachtvolles, wechselweise übergreifendes Quaderwerk mit Glattschlag auf. Die Ostecke, welche heute restlos abgetragen ist, scheint von gleicher Struktur gewesen zu sein.

Das Mauerwerk des Außenmantels besteht aus unregelmäßigen und an den Sichtflächen meist nur leicht behauenen, in den untersten Lagen großen, gegen oben leichter werdenden Malmblöcken, die zum Ausgleich der Lagen von Plattensteinen bandartig durchzogen sind. Die Lücken waren mit kleineren Kalkbrocken sorgfältig ausgespickelt. Als Bindemittel diente ein gelblicher, mit Kalksplittern sparsam vermischter Mörtel, der aber heute an den meisten Fugen ausgewittert ist. Die Fundamentblöcke sind zum Teil, offenbar infolge des ungeheuren Druckes der Schuttmassen im Innern der Ruine, aus ihrer ursprünglichen Lage verschoben worden und ragen aus der Mauerflucht vor.

Der Innenmantel dieser Frontmauer ist bis zur heutigen Krone mit Schutt bedeckt, der wahrscheinlich wesentlich dazu beiträgt, daß die Mauer nicht zusammenstürzt. Anhand der Sondierlöcher konnten wir hier feststellen, daß der Innenmantel keinen Mauerabsatz aufweist und aus bedeutend geringerem Baumaterial besteht als der Außenmantel. Der gegossene Mauerkern zeigt ein

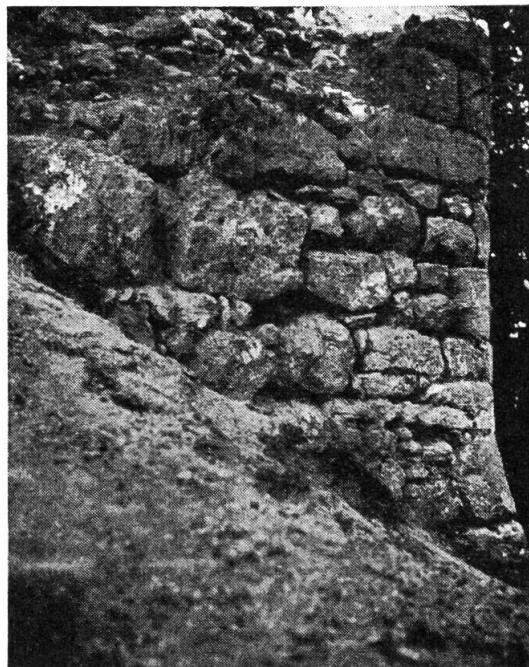
Gemisch von Mörtel und kleineren Kalkbrocken, das seine Bindefähigkeit völlig eingebüßt hat. Die derzeitige Höhe der Frontmauer schwankt zwischen 3,2 und 3,6 m, reicht also nicht viel über das erste Geschoß hinauf. Da diese Mauerfront gegen die Angriffsseite gekehrt war, dürfen wir hier keine großen Lichtöffnungen annehmen. Die obern, nicht mehr erhaltenen, und auch bildmäßig nicht überlieferten Partien werden nur Schießscharten und die gegen diese Seite am wenigsten störenden Aborterker enthalten haben.

Von der Ostmauer des Wohnbaues, die parallel zum Torzwinger verlief, fanden sich noch Fundamenteintiefungen im Felsboden mit Mörtelspuren und geringe Maueransätze. Diese Mauer hatte eine Stärke von 1,9 m. Zur Bestreichung des innern Torweges werden wir bereits auf Erdgeschoßhöhe Schießscharten annehmen dürfen. In der nördlichen Mauerhälfte müssen sich im Oberstock die großen Lichtöffnungen befunden haben, denn dort ist nach der Fundlage des letzten Kachelofens der Wohnraum der Burg zu suchen. Auch wird sich der Rauchabzug, sei es in Form eines Schornsteins oder bloß eines Mauerdurchbruchs, auf dieser Seite befunden haben.

Die Westmauer gegen das hintere Höflein ist noch in einer geringen Höhe erhalten. Sie weist in der Mitte eine breite Bresche auf, die sich in den letzten Jahrzehnten durch das abwechselnde Gefrieren und Auftauen im Winter, wie durch Auswaschungen der losen Mauerfüllung bei starken Niederschlägen immer mehr ausweitet und demnächst die schöne Rundung an der Grabenecke zum Einsturz bringen wird, wenn nicht bald Abhilfe geschieht. In der nördlichen Hälfte dieser Mauer sind auf gleicher Höhe noch zwei Gerüsthebellöcher vorhanden, die 2,35 m auseinanderliegen und ca. 70 cm in die Mauer eingetieft sind. Es sind dies Ueberreste des ursprünglichen Baugerüstes, wie man sie an vielen Burgen zum Teil noch mit den abgesägten Gerüststangen sehen kann.

Eine Schießscharte, 3,5 m von der Nordecke entfernt, ist noch in geringen Resten erhalten. Ihre Bodenplatte liegt ca. 1,45 m über dem Erdgeschoßniveau des Wohngebäudes. Die Lichtweite des Schlitzes betrug nur 8 cm, die innere Breite 1,5 m. Das Schußfeld ist leicht gegen den Eingang zum Zisternenraum abgedreht. Die Wandungen dieser Scharfe waren dick verputzt. Die äußere Begrenzung der rechten Wandung, von der nur noch ein einziger Stein in ursprünglicher Lage erhalten war, konnte anhand einer eingemeißelten Kerbe auf der Schartensohle festgestellt werden. Eine feine Aschenschicht auf der Bodenplatte und die karminrot gebrannten Steine weisen auch hier auf eine Brandkatastrophe hin.

Dietler berichtet, daß auch im oberen Stockwerk eine solche Scharfe angebracht war. Sie lag nach der Zeichnung Motschis etwas links über der untern und war wie die andere von Hausteingewänden eingefäßt. Auf gleicher Ge-



Mauerstruktur an der Südostecke
des Wohnbaues

schoßhöhe sind, wenn die Zeichnung nicht trügt, die Ausbrüche zweier weiterer Lichter zu sehen. Das Gebäude stand also auf dieser Seite bis zum Abbruch von 1852 noch zwei Stockwerke hoch aufrecht.

Die gegen den Hof gekehrte Gebäudefront ragt nur noch an der Nordwestecke in geringer Höhe aus dem Schutt. Der Mauerverlauf und der Anschluß an die Ostmauer konnten aber durch Sondierungen genau festgestellt werden. Diese Mauer wies eine Stärke von 1,7 m auf und hatte im Gegensatz zur Frontmauer richtige Kanten aus regelmäßigem Quaderwerk. Die Mauer selbst war aus größeren und kleineren Bruchsteinen gebildet und trug einst einen dicken gelblichen Verputz.

Der Bericht Dietlers spricht von zwei Lichtöffnungen im Untergeschoß, welche die ganze Länge der Hoffront in drei annähernd gleiche Partien teilte. Das von der Talseite her aufgenommene (und unrichtig mit Ostseite bezeichnete) Bild Motschis zeigt in der damals noch höher hinaufreichenden westlichen Mauerhälfte eine von Hausteinen eingefäßte, nach außen ausgeweitete Lichtöffnung, die etwa 3 m von der Westkante des Gebäudes entfernt lag.

Unsere Bodenuntersuchung ergab nun aber ein anderes Bild. 5,85 m von der Westkante entfernt stießen wir auf eine nach innen zurücktretende Wandung, die sich bei näherer Verfolgung als die rechte Seite eines ebenerdigen Eingangs entpuppte. Die aus flachen Platten bestehende Schwelle dieses Portals liegt 10 cm über dem Wackenboden des Innenraumes. Das Türgewände fehlte leider. Die linke Wandung war vollständig zerstört. Doch ließ sich aus

dem Plattenbelag die Weite des Portals ermitteln. Sie beträgt außen ca. 2, innen 2,5 m. Das Hofniveau vor dem Eingang liegt 30 cm unter der Schwellenhöhe.

Der östlich an das Portal anschließende, im Bodenschutt liegende Teil des Mauerfundaments war wegen der Wurzelhinterisse nur an wenigen Stellen zugänglich. Die Sondierungen zeigten aber, daß dieser Mauertrakt meist bis auf den Felsboden abgebrochen ist.

Wenn wir die Aussage Dietlers in unsren Befund einbeziehen, war der Hauseingang auf beiden Seiten von Scharten oder Lichtöffnungen flankiert. Diese müssen dann aber ziemlich nahe neben dem Eingang gelegen haben, denn der noch erhaltene Mauerstumpf auf der Westseite trägt keinerlei Spuren einer Oeffnung. Wie die Innenaufteilung des Erdgeschoßes beschaffen war, wird erst die vollständige Ausräumung des Gebäudes zeigen. Dieser müßte aber eine sofortige Konservierung des noch aufstehenden Mauerwerkes folgen.

Die Zeichnung Büchels von 1746 zeigt auf der rechten Hälfte der Hoffront eine Maueröffnung im Obergeschoß. Wir lassen die Frage offen, ob dies ein Fenster oder der Ausgang auf eine Laube war. Das Mauerwerk war damals noch über dieser Oeffnung erhalten und brach ungefähr über dem Portal bis auf halbe Höhe ab, so daß wir nicht wissen, wie die östliche Hälfte des Obergeschoßes gegen die Hofseite zu belichten war. Mauerpartien mit Oeffnungen zerfallen eben rascher als kompaktes Mauerwerk.

Ueber die ursprüngliche Höhe des Wohngebäudes und seine Bedachung können wir nur wieder Vermutungen äußern. Ausgehend von der Annahme, daß die Art der Trinkwasserversorgung ein Dach bedingte, das die einfachste und bestmögliche Ausnützung des Wasserniederschlages ermöglichte (dazu kommt die exponierte Stellung des Hauses auf der Angriffsseite), so müssen wir wohl auf ein gegen die Hofseite geneigtes Pultdach schließen. Das ergibt zum mindesten einen Unterstock für Stallung und Vorratsraum, einen Oberstock zu Wohnzwecken und in der verbleibenden Dachschräge gegen die Grabenseite einen Estrich, der für die Burgverteidigung eingerichtet war. Die sehr starke Frontmauer ermöglichte außerdem einen erhöhten Wehrgang, der das Dach von der Angriffsseite noch deckte.

Als Dachbedeckung stellten wir Schuppenziegel ohne Wasserrillen fest. Sie hatten ausgebogene Spitzen und waren von einer Stärke, die zwischen 18 und 20 mm schwankt. Dieser noch heute auf älteren Dächern in Hofstetten vorkommende Ziegeltyp wird aber wohl kaum in die erste Zeit der Burg zurückreichen. Irgendwelche andere Ziegelformen sind bisher auf Sternenberg nicht gefunden worden.

Fundbericht

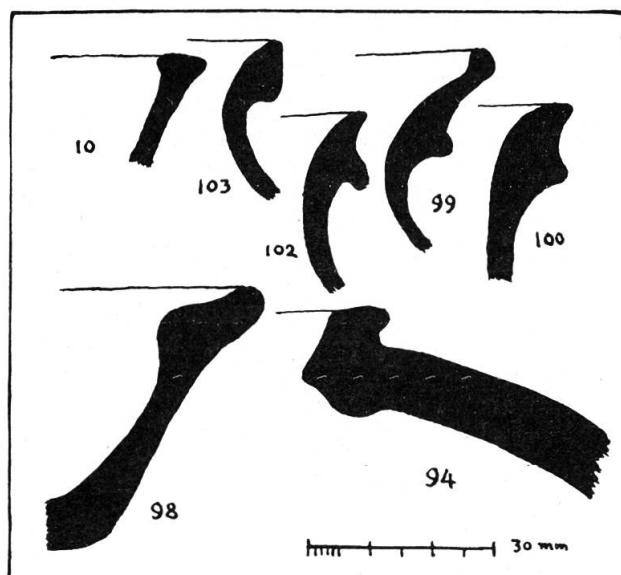
Bei den Sondierungen auf Sternenberg waren wir von der Absicht geleitet, die Kulturschichten möglichst unberührt zu lassen, um eine spätere gründliche Ausgrabung nicht zu erschweren. Trotzdem stießen wir natürlich beim Verfolg der Mauerzüge auf Kleinfunde, die uns nützliche Hinweise für die zeitliche Einreihung der Burgstelle gaben. Schon in den ersten Sondiergräben machten wir die Entdeckung, daß der Boden an manchen Stellen bis auf die Felsunterlage durchwühlt war, was wohl hauptsächlich auf das Konto der Abbrucharbeiten von 1852 zu setzen ist. Umso überraschender war es aber, daß wir trotz dieser gründlichen Abräumung noch auf prachtvolle Stücke des schon Dietler bekannten spätgotischen Kachelofens stießen.

Da es zu weit führen würde, das gesamte Fundmaterial zu beschreiben (es handelt sich um etwa 150 Nummern), beschränken wir uns auf die typischen Formen, die für die Datierungen maßgebend waren.⁶⁹

Was die Gebrauchsgeramik anbetrifft, so bietet sie uns in den Formen nichts Neuartiges. Es sind Töpfe und Schüsseln, wie sie auch von andern Juraburgen bekannt geworden sind. Spätromanische Typen waren eher spärlich vertreten. Dafür waren die schön geformten Scherben der Hochgotik mit ihren für die Epoche typischen Randleisten ziemlich zahlreich. Glasierte Scherben standen wieder in der Minderzahl.

Ein kleines bläulichgrünes Stück eines Nuppenbechers repräsentiert die Glaswaren. Als weiteres Einzelstück registrierten wir einen Spinnwirbel aus schwarzem Ton mit weißer Zierrille, 12 mm hoch, bei einem Durchmesser von 17 mm. Er lag auf den Fundamentresten an der nordöstlichen Innenecke des Wohnhauses mitten in einem Nest von Artefakten aus verschiedenen Zeiten.

Typische Gefäßprofile
von Sternenberg



An der gleichen Stelle fand sich auch ein Randstück eines weißlichen Stein-gutnäpfchens, das neuzeitlichen Charakter trägt, ebenso das Gipsröhrchen einer alten Tabakpfeife. Schon diese letztgenannten Stücke mußten uns zeigen, daß wir keine ungestörte Kulturschicht vor uns hatten.

Beispiele unglasierter Ware

Fragment einer Talglampe in Tellerform. Grau gebrannt. Rand beid-seitig leicht vorstehend. Wandung gewölbt. Spätromanisch, ca. 1200—1250. Fundlage: Links vor dem Portal des Wohnhauses, auf der Höhe des ursprünglichen Hofniveaus (Nr. 10).

Topfrand. Grau gebrannt. Rand liegt im Uebergang zur Gotik. Der Hals wird betont schlank und führt zur gestreckten Form des Topfes. Es sind auch bereits Ansätze des typisch gotischen Dorns zu sehen, indem der Rand im Uebergang zum Hals betont abgesetzt wird. Spätromanisch, ca. 1200—1250. Fundlage: Zisternenfüllung (Nr. 103).

Topfrand. Grau gebrannt. Rein gotisches Profil mit dem typischen Dorn als weitere Entwicklung von Nr. 103. Betonter Hals. Schlanke Form. Das Profil wirkt leichter, entsprechend den ranken- und dünnigliedrigen Formen der Gotik. Ca. 1250—1300. Fundlage: Zisternenfüllung (Nr. 102).

Topfrand. Grau gebrannt. Typisches Profil der Hochgotik. Schlank, zierlich und fein ausgedreht. Da der Rand in die Länge gezogen wird, erscheint der Dorn nun als Leiste mit scharfem Abstrich gegen den Hals. Der Randabschluß wird nach innen verstärkt, der innere Uebergang wirkt wie eine Furche. Neben den Formen der nun glasierten Ware ist dies die höchste Blüte und Eleganz der unglasierten Keramik. Ca. 1300—1370. Fundlage: Zisternenfüllung (Nr. 99).

Schüsselrand. Grau gebrannt. Der Dorn wird auch hier wie bei Nr. 99 zur Leiste. Auch diese Gefäße laufen in höchster Blüte neben den ersten Glasuren. Fundlage: Zisterne (Nr. 100).

Bauchfragment. Grau gebrannt. Die Oberfläche vermutlich mit Graphit geglättet. Gehört ebenfalls in die letzte Stufe der unglasierten Töpfe der Gotik von höchster Eleganz. Der Rand ist wie bei Nr. 99 zu denken. Henkelansatz sichtbar. Leisten als Verzierung. Anfang 15. Jahrhundert. Fundlage: Hinter dem Eingang der Zisterne in der Schuttfüllung (Nr. 108).

Beispiele glasierter Ware

Fragment eines Tüpfis. Braune Innenglasur. Rotgebrannt. Der Rand der Pfanne lehnt sich an diejenigen der Napfkacheln an, wie sie in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu finden sind. Füße und Griff fehlen. Gleichermaßen wie

in der Brandschicht 1371 der Grabung Schönenwerd bei Dietikon, ZH. Fundlage: Zisternenfüllung (Nr. 98).

Wandstück eines Topfes mit brauner Innenglasur. Rot gebrannt. Reichliche Verzierung mit Furchen und Leisten. Ausgehendes 14. Jahrhundert. Fundlage: Bauschutt beim Zisterneneingang (Nr. 111).

Aehnliches Stück wie Nr. 111 aus gleicher Fundlage. Spuren von grüner Glasur auf beiden Seiten (Nr. 112).

Obere Partie einer sogenannten Ofenvase. Grüne Außenglasur, weiß grundiert. Roter Brand. Wandstärke 10 mm. Balkenrand außen im Uebergang zur Wandung eingezogen. Ein ähnliches Stück ist bekannt aus der Grabung Dübendorf (bei Dübendorf, ZH). Es sind Gefäße, meist mit Menschenköpfen verziert, deren Ränder mit denen der Ofenkacheln übereinstimmen. Sie wurden wohl auf den Ofen gestellt, um Wasser verdunsten zu lassen. Aus ihnen entwickelten sich später Vasen, die mit dem Ofenkörper fest verbunden waren. Erste Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der Fundlage nach gehört diese Vase zum spätgotischen Kachelofen aus dem Wohnbau.

Der spätgotische Kachelofen und seine Vorläufer

Drei verschiedene Heizsysteme waren während des Mittelalters zur Erwärmung von Wohnräumen hauptsächlich in Gebrauch: die von den Römern übernommene Boden- und Wandheizung, welche weniger auf Burgen als in Klöstern Verwendung fand, dann das Cheminée (Caminata, woraus die Bezeichnung Kemenate für einen heizbaren Raum entstanden ist) als eine Weiterentwicklung der offenen Herdstelle und schließlich der Kachelofen, als dessen Prototyp der Backofen gilt.⁷⁰

Der Kachelofen, dessen Beheizung zumeist von einem Nebenraum aus geschieht — er steht deshalb oft an der Wand gegen die Küche —, besteht aus einem Unterbau, dem Feuerkasten und einem Oberbau, der entweder als Kuppel oder als Zylinder ausgebildet ist. Soweit ist die äußere Form mit der eines Backofens mehr oder weniger identisch. Zur Vermehrung der Wärmefläche wurden beim Kachelofen anfänglich gewöhnliche Tonbecher mit dem Boden gegen innen in den Oberbau eingefügt. Aus den Tonbechern entwickelten sich dann die geriefelten Kacheln, die mit ihren welligen Wänden in der Ofenmasse bessere Haltfestigkeit besaßen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wurden diese Kacheln auf der (innern) Sichtfläche glasiert. Die weitere Entwicklung war die, daß man die Böden dieser Ofenkacheln wegschnitt und die Kacheln dafür auf der Außenseite mit verzierten Deckplatten versah. Sie waren anfänglich noch rund, machten aber später viereckigen Platten Platz. Diese Blattkacheln wurden nun nicht mehr einfach in den

Lehmmantel des Ofens eingedrückt. Man umgab die runden oder ovalen Kacheltuben mit einem gehörig dicken Lehmwickel in Würfelform und mauerte diese so ummantelten Kacheln mit Lehm verzahnt aufeinander.

Zylinderförmige Oefen erhielt man dadurch, daß man zwischen den Platten breitere Lehmfugen anlegte und die Tubenränder näher zusammenrückte. Bei der Ofenkuppel blieb der ursprüngliche Lehmmantel länger im Gebrauche. Dort fanden weiterhin runde Kacheln Platz, die nun pilzförmig gestaltet wurden. Auch diese Pilzkacheln trugen natürlich Reliefschmuck. Als Kranzgesims dienten besondere Nischenkacheln oder Kranzkacheln mit kunstvoll durchbrochener Außenplatte. Diese Kacheln waren gegen innen abgeschlossen.

Die zahlreichen Ofenkachel-Fragmente von Sternenberg sind noch nicht völlig gesichtet und zeitlich bestimmt. Es scheint aber festzustehen, daß diese Burg von Anfang an durch Kachelöfen beheizt worden ist.

Unter den Funden dieser Keramikgattung zeichnet sich eine Gruppe von Kacheln aus, die einem spätgotischen Prunkofen aus den Zwanzigerjahren des 15. Jahrhunderts angehören.

Nachstehend eine Beschreibung der verschiedenen Modellformen:

Blattkacheln mit Vogelgreif-Relief. In einem doppelten Kehlrahmen ein nach rechts schreitender Vogelgreif mit erhobener Klaue. Vogelkopf mit kronenartigem Kamm, die Flügel zu beiden Seiten des gefiederten Halses abwärtsgekehrt. Vorderbeine eines Vogels, Rumpf und Hinterbeine eines Löwen. Der Schwanz fadenartig, unter den Körper gezogen und am Ende verdoppelt. Die Figur dieses Fabelwesens füllt den ganzen Rahmen aus. Kunstvolle Modellierung, deren Stil bereits die strengen Formen der Heraldik verläßt und ins Natürliche hinüber spielt. Grüne Glasur, durch äußere Brandeinwirkung zerstört. Platte 17 x 16,5 cm. Runder Tubus geriefelt. Durchmesser der Oeffnung 21,3 cm. Länge des Tubus 11 cm (Nr. 73/74).

Blattkachel mit Löwengreif-Relief. Gegenstück zu Nr. 73/74. Nach links schreitender geflügelter Löwe. Flügel und Schwanzhaltung wie beim Vogelgreifen Nr. 73/74. Grüne Glasur, durch Brandeinwirkung stark verkrustet. Platte 17,5 x 17 cm. Ovaler Tubus geriefelt. Durchmesser 11,5 und 12,5 cm. Länge des Tubus 9,5 cm (Nr. 75).

Blattkachel mit Vogelgreif. In der Zeichnung etwas schlichter als Nr. 73/74. Figur nach links schreitend, mit erhobener Klaue. Adlerkopf, geschuppter Hals. Flügel aufrecht, zu einzelnen Federn reduziert. Schwanz erhoben mit Doppelquaste. Rand der Platte stark beschädigt. Tubus fehlt. Grüne Glasur, durch Brandeinflüsse stark zerschmolzen (Nr. 76).

Blattkachel mit diagonalem Fadenkreuz. Rand wie Nr. 73/74. Rechteckig,

19 x 22,5 cm. Grüne Glasur. Tubus nur in Ansätzen erhalten (Nr. 77). — Fragment Nr. 130, gleicher Typus mit länglich ovalem Tubus.

Pilzkachel. Grünglasiertes Kachelhaupt. Männliche Maske, aus deren offenem Mund Eichenzweige ragen, die sich kranzartig um die Maske winden. Durchmesser 14 cm. Tubusöffnung 12,2 cm. Länge 11 cm (Nr. 72).

Fragment einer Medaillonkachel. Im Mittelfeld der Rundung hintere Hälfte eines Rehs oder Hirschen. Grün glasiert (Nr. 78). — Ein kleineres Kachelfragment mit Hirschgeweih (Nr. 49) könnte zum gleichen Model gehören. — Zeitlich scheint uns diese Kachel etwas früher zu liegen als die vorher beschriebenen, obwohl alle aus der selben Fundschicht stammen.

Kleines Fragment einer Nischenkachel. Grün glasiert. Das Randstück bildet einen gotischen Wimberg. Streufund aus der Zisternenfüllung (Nr. 96).

Wie Dietler berichtet, lag die Fundstelle des spätgotischen Kachelofens bereits 1852 offen. Wir haben es also nicht mit einer ganz unberührten Schicht zu tun. Offenbar scheint man aber damals diesem Ofen keine weitere Beachtung geschenkt zu haben, da es den Leuten nur darauf ankam, sich günstiges Baumaterial für ihre Straße zu beschaffen. Die Kacheln zeigen äußerlich starke Brandeinwirkung. Es scheint, daß dieser letzte Ofen beim Durchbrennen des Zimmerbodens in den Erdgeschoßraum hinunterstürzte und dort zerschellte. Der Boden des Feuerkastens bestand aus einer Platte von stark mit Ziegelmehl durchsetztem Mörtelguß und war ungemein fest. Darüber lag eine weitere Platte aus flachen Dachziegeln mit abgebrochenen Spitzen. Bei der Brandkatastrophe scheinen sich im Feuerkasten noch Holzasche und angebrannte Buchenbengel befunden zu haben, die sich unter der Ofenlehmmaasse in der Fundschicht sehr gut konservieren. Die Lehmwickel um die Kacheltuben bestanden aus dem gleichen grünlichen Lehm, den wir bereits als Isoliermasse der Zisternenwandung kennen gelernt haben. Als Bindemittel zur Aufmauerung des Ofenkörpers wurde ein feingeschlämpter gelblicher Lehm benutzt. Eisenklammern fanden sich keine. Der Fund von Teilstücken, die zur Ofentüre gehörten und inmitten der Ofentrümmer lagen, stellt die Frage, ob dieser



Fragment einer gotischen Nischenkachel
(Nr. 96)

Kachelofen zu den weniger gebräuchlichen Typen gehörte, die vom Wohnraum aus geheizt wurden.

Als Herstellungsort der formschönen Kacheln dieses spätgotischen Prunkofens kommt wohl am ehesten die nahe Stadt Basel in Betracht. Vielleicht sind wir sogar dem Meister auf der Spur. Anläßlich von Tiefbauarbeiten in der Aeschenvorstadt stieß man nämlich vor 50 Jahren auf die Reste einer Töpferwerkstatt, welche Ofenkacheln vom Sternenberg-Typ herstellte. Diese Werkstatt war von 1397 bis 1457 in Betrieb, wie die Akten bezeugen. Als Meister wirkten dort in der für unsern Ofen maßgeblichen Zeit ein Claus Stille von Sulz und ein Jacob Seczdenofen aus Straßburg.⁷¹

Eisenfunde

Die sonst fast auf jeder Burgstelle in Massen auftretenden Pfeil- und Armbrustbolzen fehlen auf Sternenberg bisher gänzlich. Dafür stießen wir bei den Sondierungen vor dem Wohnbauportal auf eine schöne Lanzenspitze. Es handelt sich, wie uns Dr. H. Schneider vom Schweizerischen Landesmuseum mitteilte, um ein recht seltenes Eisen einer Kriegslanze aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts: Flache Spitze mit breiter Tülle. Länge 14,6 cm. Tüllenöffnung 2,9 cm. Die Nietlöcher sind wegen starker Korrosion des Eisens nicht mehr erkennbar (Nr. 2).

Als Streufund, und wahrscheinlich der Neuzeit angehörend (der Fund lag fast an der Oberfläche), fanden wir in der Schutthalde westlich des Burgfelsens einen Gertel: Klingengänge 11,7 cm, Angel 10,5 cm, mit flacher eiserner Niete (Nr. 1).

Eisennägel verschiedener Form fanden sich an mehreren Stellen auf dem Burgareal, so u. a. Vierkantnägel mit flachen Köpfen, die meist im Verein mit Dachziegeln vorkamen und ein Hufnagel aus der Nordostecke des Wohngebäudes.

Vom letzten Kachelofen stammen der keilförmige Fallriegel zur Ofentüre und die flache Eisenkralle, zu der dieser Riegel paßt. Das Krallenstück weist zwei Nietlöcher auf, wurde also von der Seite her befestigt. —

Reichlicheres Fundmaterial dürfte der noch mit Bauschutt gefüllte Halsgraben bieten, wo man früher weniger nach Schätzen zu graben pflegte. Die Erhaltung der schönen Mauerrundung an der Südwestecke des Wohngebäudes ist wohl einzig dem Umstand zu verdanken, daß ein Abtransport der Werksteine von dort zu mühsam war. Das läßt erhoffen, daß noch das eine oder andere Werkstück zum Vorschein kommen wird, wenn dieser Teil der Burg einmal systematisch untersucht werden kann.

Zusammenfassung

Die vorliegenden Untersuchungen ergaben, daß die Burg Sternenberg von der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis ca. 1450 bewohnt war und daß sie damals einer Brandkatastrophe zum Opfer fiel.

Als Gründer der Burg dürfen die Grafen von Thierstein-Pfeffingen gelten, welche die Herren von Hofstetten damit belehnten. Das Geschlecht der Hofstetter, aus dem mehrere Ritter hervorgingen, stand auch zum Bistum in direktem Lehensverhältnis.

Irgendwelche herrschaftliche Rechte, die grundrechtlichen ausgenommen, waren mit dem Sternenbergglehen nicht verbunden. Hofstetten war mit vier weitern Dörfern am Blauen bis 1408 reichsunmittelbares Gebiet, das seither in der Herrschaft Rotberg zusammengefaßt war. Innerhalb dieses Gebiets hatte aber der Bischof bedeutenden Grundbesitz, der als Lehen teils in den Händen der Thiersteiner, teils im Besitze der Rotberger, der Reichensteiner und anderer bischöflicher Vasallen war. Der Zehnten von Hofstetten war als Zubehör zur bischöflichen Burg Fürstenstein im Besitze der Rotberger.⁷²

Baulich bestand die Burg Sternenberg aus einem vielleicht



Ofenkachel mit Greifenrelief (Nr. 74)



Pilzkachel mit Maske (Nr. 72)

Die beiden interessanten Kacheln befinden sich, wie die anderen Fundgegenstände von der Ruine Sternenberg, im Heimatmuseum Dornach.

dreistöckigen wehrhaften Wohnbau mit verstärkter Frontmauer gegen den Halsgraben, aus zwei seitlichen Zwingern, einem vermutlich mit Holz- oder Riegelbauten bedeckten Hof auf der geschützten Talseite und einem Zisternenbau im Westen. Der Zugang zur Burg erfolgte über eine Grabenbrücke vom Bergplateau her.

Der stark fortgeschrittene Zerfall der Burgruine läßt es als dringlich erscheinen, daß sich die Oeffentlichkeit sehr bald dieses historischen Bauwerks annimmt und die nötigen Vorkehrungen zur Konservierung trifft. Solothurn darf den Ruhm für sich beanspruchen, schon recht früh für die Erhaltung seiner Burgruinen gesorgt zu haben. Wir erinnern nur an den Ratsbeschluß von 1636 zugunsten des Burgstalls Rotberg. Auch für Sternenberg werden sich die zuständigen Instanzen einsetzen, wenn sie dabei die Unterstützung von Burgenfreunden finden.

Wir möchten zum Schluß nicht versäumen, neben den in den Anmerkungen dankbar genannten Helfern, auch unsern jungen Mitarbeitern bei den in den Jahren 1953/54 vorgenommenen Vermessungen und Sondierungen, besonders cand. med. B. Böhm, Binningen, und stud. phil. W. Meyer, Basel, für ihre nützliche Mithilfe den verdienten Dank auszusprechen. Desgleichen danken wir den zuständigen Behörden in Solothurn, wie dem Grundeigentümer, welche beide für unser Vorhaben lebhaftes Interesse gezeigt und die Erlaubnis zu diesen vorläufigen Untersuchungen auf der Burgstelle gegeben haben.

Anmerkungen:

¹ Pt. 468: Landeskarte der Schweiz, Bl. 1067, Koord. 258,525 / 605,000. — Dazu: P. Bitterli, Geologie der Blauen- und Landskronkette, 1945. — ² H. Sigrist, Reichsdörfer am Blauen (Jahrb. f. sol. Gesch. XXVI, 1953). — ³ E. Dietschi, die Freiherren von Rotberg, 1951.

⁴ Klingenger Chronik und Appenwiler (Basl. Zusätze z. Sächs. Weltchronik), deren Burgenverzeichnisse sich ergänzen. Vgl. die Zusammenstellung der Erdbebenberichte bei W. Wackernagel, Das Erdbeben von 1356 («Basel im 14. Jahrh., 1856). — ⁵ Urteilsbuch Großbasel 1416, Staatsarchiv Basel. — ⁶ C. Roth, Auflösung der tierstein. Herrschaft, 1906, p. 164.

⁷ Basl. Urkundenbuch (BUB) I, 1890, p. 46. — Vgl. H. Sigrist, Etwas über die Besiedlung des Beinwiler Tales (Jurablätter XVI, 1954, Nr. 5). — ⁸ Ueber den sog. Pfeffingerhandel vgl. C. Roth. — ⁹ Adelsarchiv Nr. 708, Staatsarchiv Basel.

¹⁰ A. Quiquerez, Monuments de l'anc. évêché de Bâle, I (Univ. Bibl. Basel: MS HI 21a). — ¹¹ F. Haffner, Schaw-Platz II, p. 402. — ¹² Kunstdenkmäler der Schweiz XV, 1943, p. 220 ff. und H. H. Bluntschli, Memorabilia Tigur., 3. A., 1742, p. 213. — «Es war ein guoter Zürycher, daß ward er von den Eydgossen überzogen und umb etwan manch hundert guldin gerantzt» (Stumpf, Chronik, 1606, p. 459). — Ueber die Beziehungen des Thiersteiners zum Kloster Rüti behalten wir uns vor, an anderem Orte zu berichten.

— ¹³ J. Kindler von Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch II, 1905, p. 76 f. — ¹⁴ P. Anselm Dietler, Sternenberg-Notizen, Klosterarchiv Mariastein (Staatsarchiv Solothurn).

¹⁵ BUB III, p. 353. — ¹⁶ BUB I, p. 240. — ¹⁷ BUB I, p. 329. Ueber weitere Beziehungen zum Steinenkloster vgl. die Urkunden von 1344, 1398 und 1414. — ¹⁸ BUB II, p. 172. — ¹⁹ BUB II, p. 279. St. Peter besaß einen Teil des Zehnten und zahlreiche Güter in Hofstetten (vgl. Anmerk. 72). An Sternenberg-Güter grenzten solche auf der Huetmatt, «ob der Gassen», «vor Furlen» (Riedhalden), «hinden am Dorf», auf Stuppen, auf Rinelfingen, im Brüel u. a. — ²⁰ BUB III, p. 126. — ²¹ Vet. analect. II 25 ex anniv. S. Petri Basil. (nach Dietler). — ²² Urkundenbuch der Landsch. Basel (ULB) 1881, p. 135. — ²³ Trouillat, Monuments de l'anc. évêché de Bâle, II, p. 618. — ²⁴ BUB III, p. 165. Die beiden Zeugen gehören wohl dem Bauernstande an. — ²⁵ BUB III, p. 239. — ²⁶ Trouillat III, p. 115. — ²⁷ Notiz in Conr. Schnitts Wappenbuch (Staatsarchiv Basel). — ²⁸ ULB p. 220. — ²⁹ Trouillat III, p. 367. — ^{29A} Wurstisen, Wappenbuch. MS Staatsarchiv Basel: Fq 14. — ³⁰ Trouillat III, p. 401. — ³¹ Nach Conr. Schnitt. — ³² Klosterarchiv S. Maria Magd. (Staatsarchiv Basel) Urk. 121. — Vgl. E. A. Erdin, Das Kloster der Reuerinnen St. Maria Magd. an den Steinen in Basel, 1956, p. 10 und 17. Erdin gibt beide Lesarten für den Priester Hans. Der Sternenberg-Berein nennt Güter in Hofstetten hinter der Pfarrkirche, die an «Kilchwerts Gut» stoßen und solche im Großholz, «Kilchverts Gut». Dies würde auf die Lesart «Hans Kilcher» passen. — ³³ Trouillat III p. 893 .Die Schwob (Suevus, Svap), in Wappengenossenschaft mit den Herren von Butenheim, Ensisheim, Niffern und Wineck, treten im Sundgau von 1210 bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts auf. Cunradus Suevus ist 1236 und 1239 als Schultheiß von Mülhausen erwähnt. Der in unserer Urkunde genannte Edelknecht Franz Swob war ein Sohn des Ritters Heinrich Swap von Mülhausen (E. Meininger, Les prévôts impériaux de Mulhouse. Bull. du musée hist. Mulh. 1904). Die Schwob besaßen in Hofstetten Grundstücke, die an Sternenberg-Güter angrenzten. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß die beiden Zeugen der Urkunde Vettern waren. — ³⁴ Trouillat III, p. 869. — ³⁵ Vet. analect. I 83 (nach Dietler), Fessenheim (?), bei Gebweiler, Elsaß. — ³⁶ ULB p. 338. — ^{36A} R. Thommen, Urkunden z. Schweiz. Geschichte aus österreichischen Archiven. I (1899) p. 491. — ³⁷ Prediger Urk. 593 (Staatsarchiv Basel). — ³⁸ Vet. analect. II p. 131. — ³⁹ Zit. nach Kindler von Knobloch. Merz, Sisgau III Stammtaf. 7 (von Laufen) führt als Frau des Oberstzunftmeisters Konrad von L. (1383—1418) eine Greda Sürlin auf. — ⁴⁰ Liber vite Hofstett (nach Dietler). — ⁴¹ Siegelsammlung im Basler Staatsarchiv. — ^{41A} Wurstisen, Wappenbuch. MS Staatsarchiv Basel: Fq. 14. — ⁴² Anniv. Rohrente ex sec. XV. fol. 17 (Dietler). — Das Wappenbuch von Conr. Schnitt nennt «Hermann von Hofstetten Ao. 1397». — ⁴³ Vet. analect. I 35 b. — Hans gen. Rüd (Fröweler) und Heinrich, Herr zu Sternenberg waren Söhne des Hugo Rüde und der Nesa von Hofstetten (ultima). — ⁴⁴ Klosterarchiv S. Maria Magd. (Staatsarchiv Basel), Briefbuch 1441, p. 96 v. — Vgl. Erdin, p. 106. — Nach Kindler von Knobloch war Frau «Mige» verheiratet mit dem Edelknecht Hemmann von Hofstetten. Nach gleicher Quelle soll Frau Mige 1427 auch eine Frühmesse am Liebfrauenaltar in der Stephanskirche zu Straßburg (?) gestiftet haben. — ⁴⁵ Klosterarchiv S. Maria Magd., Brieftafelbuch 1506 (Staatsarchiv Basel). — ⁴⁶ Nach Dietler, aus dem Klosterarchiv Mariastein. Die thiersteinischen Rechte über Erschwil und Grindel waren damals an den Bischof verpfändet. Vgl. F. Eggenschwiler, Die territoriale Entwicklung des Kt. Solothurn, 1916, p. 195. Daß es sich hier nicht um den alten Hof Hofstetten zwischen Erschwil und Beinwil handelt, zeigt die Beziehung zu Mülhausen.

⁴⁷ Original im Landesarchiv Karlsruhe. Kopie im Basler Staatsarchiv.

⁴⁸ Chr. Wurstisen, Basler Chronik, 1580, p. 19. — ⁴⁹ Vgl. F. Bauer, Streifzüge im Gebiet des Jurablauen (Basler Jahrbuch 1890); Eggenschwiler p. 173 und B. Amiet, Burgen und Schlösser des Kt. Solothurn, 1930 u. a. — ⁵⁰ Stammtafel Fröweler (Merz, Burgen des Sisgaus II, p. 164). — ⁵¹ Stammtafel Rosegg (Basler Wappenbuch 1918 ff.). — ⁵² P. 156, MS im Basler Staatsarchiv. — ⁵³ Stammtafel Eptingen (Merz II, p. 136). — ⁵⁴ C. Roth p. 162. — ⁵⁵ Bischöfliches Archiv. Adelige Lehen so erloschen: Rebstock 1570/1577.

⁵⁶ Wir verdanken die Benützung dieser wertvollen Notizen dem freundlichen Entgegenkommen von Dr. A. Kocher, Staatsarchiv Solothurn. — Ueber Dietler vgl. E. Baumann, P. Anselm Dietler als Historiker (Jahrb. f. sol. Gesch. XXVI, 1953).

⁵⁷ A. Burckhardt, Die Parteiungen innerhalb der Basler Ritterschaft (Basler Ztschr. XXII, 1924). — ⁵⁸ A. E. Jäggli, Burgen als Hüter der Pässe im Jura (Basler Jahrb. 1954). — ⁵⁹ R. Wackernagel, Geschichte von Basel I, 1907, p. 571 ff und die dort genannten Quellen.

⁶⁰ Abgebildet in «Glocken von Mariastein» XXVII 1949, Nr. 2. — ⁶¹ Haffner, Schaw-Platz II, p. 397. Eine von Rahn (Kunstdenk. d. Kt. Sol.) zitierte «Croneck lobl. Statt Sol.» konnten wir trotz der freundlichen Mithilfe von Dir. Dr. L. Altermatt, Zentralbibliothek Solothurn, nicht identifizieren. Es scheint sich um eine in Privatbesitz befindliche Handschriftenvariante der Chronik von Franz Haffner zu handeln. — ⁶² Zeichnung im Basler Kunstmuseum. — ⁶³ Universitäts-Bibliothek Basel: MS HI 21a. — ^{63A} Noch kurz nach Abschluß unserer Untersuchungen auf der Burgstelle mußten wir ganz energisch gegen eine Gruppe von Dorfbuben vorgehen, welche in den zugeschütteten Sondiergräben herumgewühlt und unsere Vermessungspflöcke versetzt hatten.

⁶⁴ A. E. Jäggli, Die Trinkwasserversorgung auf mittelalterlichen Burgen (Jurabl. XV, 1953, Nr. 6). — ⁶⁵ Hier vermutet Rahn einen Aufzug oder eine Gleitbahn. Es ist aber wohl eher die Stelle, von wo 1852 beim Abbruch der Ruine die Hausteine und Werkstücke zu Tal «befördert» wurden. — ⁶⁶ Merz II, p. 70 u. a. Vgl. dort die Abbildungen von Büchel, besonders die Westansicht. — ⁶⁷ Als Schildmauer bezeichnet man ein freistehendes, überaus starkes und wehrhaft ausgebildetes Stück in der Ringmauer, das auf der Hauptangriffsseite die dahinter liegenden Gebäude abzuschirmen hatte (Beispiel: Pfeffingen). Da in unserm Falle Schild und Gebäude eine bauliche Einheit bilden, verwenden wir dafür den Ausdruck Frontmauer. — ⁶⁸ Grundrißaufnahme im Schweiz. Burgenarchiv, Basel.

⁶⁹ Wir verdanken die Bestimmung dieser Typen K. Heid, Dietikon, dem besten Kenner mittelalterlicher Keramik in der Schweiz. — ⁷⁰ Vgl. dazu H. Nagel, Kachelöfen des 15.—17. Jahrhunderts, 1954; K. Strauß, Kacheln und Oefen der Mark Brandenburg, 1926; S. Ambrosiani, Zur Typologie der älteren Kacheln, 1910, sowie die Ausgrabungen Schönenwerd (Heid), Bischofstein (Horand), Hallwil (Lithberg). — ⁷¹ Basler Zeitschrift VI 1907, p. 160 ff.

⁷² 1559 war der Zehnten wie folgt verteilt: Staat Solothurn (Rotberg) 37,5%, Herren von Andlau 25%, Pfarrer von Leymen 18,75%, St. Peter und St. Alban in Basel je 9,375 % (Akten St. Peter JJ 70, Staatsarchiv Basel).